Allgemeine
Historische Taschenbibliothek
für
Jedermann.

Fünf und zwanzigster Theil.

Brasilien.
Erstes Bändchen.

Dresden
P. G. Hilschersche Buchhandlung.
1829.

Geschichte

von

Brasilien.

Von

Dr. Ernst Münch,

Königl. niederländ. Professor an der Hochschule zu Lüttich.

In drei Bändchen.

Erstes Bändchen.

Von den ältesten Zeiten bis zur Ankunft des Königshauses in Brasilien.

Dresden

P. G. Hilscherſche Buchhandlung.

1829.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Vorerinnerung.

Die Bearbeitung der Geschichte von Brasilien haben wir in drei Abtheilungen geliefert. Die erste soll des Landes älteste Schicksale und die Zeiten der portugiesischen Herrschaft bis zu jener Periode schildern, wo das portugiesische Königshaus genöthigt worden ist, die Colonie zum Hauptstaate zu erheben.

Die zweite begreift die Periode des Aufenthaltes jener Familie in dem lange so vernachlässigten Lande bis zur portugiesischen Revolution von 1820, welche zur Rückkehr sie nöthigte; ferner die Revolution von Brasilien, die Erhebung desselben zum constitutionellen Kaiserstaate, die Trennung von Portu-

gal und die Wirksamkeit der Herrschaft des Dom Pedro bis zu den neuesten Tagen.

Die dritte Abtheilung wird sich mit der Statistik und Topographie des so äußerst merkwürdigen Landes beschäftigen.

Ein Verzeichniß der benutzten Quellen und Materialien zu diesem Werkchen findet man am Ende desselben beigefügt.

Lüttich, im Januar 1829.

Münch.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel. Von dem Lande Brasilien im Allgemeinen. 1

Zweites Kapitel. Die Geschichte der wilden Stämme und Nationen Brasiliens bis zur Zeit der Entdeckung des Landes durch die Portugiesen. 6

Drittes Kapitel. Die Geschichte der Entdeckung des Landes Brasilien. . . . 20

Viertes Kapitel. Des Landes Eintheilung in Statthalterschaften. 25

Fünftes Kapitel. Der Franzosen Ansiedlung und Schicksale auf dem Festlande Brasilien. 35

Sechstes Kapitel. Der Franzosen vollständige Vertreibung aus dem Lande Brasilien. . 39

Siebentes Kapitel. Des Landes Eintheilung in zwei Oberstatthalterschaften. . . . 42

Achtes Kapitel. Des Landes Brasilien Schicksale unter spanischem Joche. . . . 45

Neuntes Kapitel. Der Franzosen erneuerte Versuche auf Brasilien. 49

Zehntes Kapitel. Der Holländer Einbruch in Brasilien. 53

Seite

Eilftes Kapitel. Die fernern Begebnisse in Brasilien zwischen Portugiesen und Holländern, bis zur Ankunft des Prinzen Johann Moritz von Oranien. 60

Zwölftes Kapitel. Der Prinz Johann Moritz von Oranien in Brasilien und die Ereignisse bis zur portugiesischen Thronrevolution. . . 69

Dreizehntes Kapitel. Rückwirkung der Thronrevolution auf Brasilien. — Johann Moritz kehrt nach Europa. — Fortsetzung des Krieges. — Vieira. — Sigismund. — Vertreibung der Holländer . . . 75

Vierzehntes Kapitel. Entdeckungen im Innern des Landes Brasilien. — Die Paulisten. — Buenno. 84

Fünfzehntes Kapitel. Der Negerstaat Palmarès und dessen Schicksal. . . . 87

Sechszehntes Kapitel. Fernere Entdeckungen im Innern von Brasilien. — Buenno der Sohn. — D. Antonio d'Albuquerque. . 92

Siebenzehntes Kapitel. Der Zug von Duguay-Trouin. Eroberung Rio-Janeiro's durch die Franzosen. 95

Geschichte von Brasilien.

Erstes Kapitel.

Von dem Lande Brasilien im Allgemeinen.

Wir beginnen die gedrängte Darstellung der Schicksale eines Landes, welches der Kultur im eigentlichen Sinne jetzt erst gewonnen worden ist, indem, nach jahrhundertlanger Unterdrückung und beispielloser Vernachlässigung unermeßlicher Hülfsmittel, das Genie eines europäischen Fürsten, aus dem Hause Braganza, ihm politische Selbstständigkeit gab und zu dem erhabenen Gedanken sich steigerte, den vielgetrübten Herrscherfreuden im ererbten Reiche seiner Ahnen freiwillig zu entsagen, um in der neuen Welt Schöpfer einer bessern Ordnung der Dinge zu werden Viele Keime der Civilisation sind bereits ausgestreut; der Reichthum an Schätzen der Natur und an Quellen der Industrie, welchen das Innere des Landes Brasilien verbirgt und welcher bis jetzt nur zum Theile unverarbeitet da liegt, erwartet zweckmäßigere Benutzung. Eine Menge der verschiedenartigsten Menschenraçen und Völkerstämme,

deren Anblick und Zustand zur Zeit noch nicht selten mit Wehmuth oder mit Ekel erfüllt, bilden die Cadres einer eigenthümlichen Entwickelung. Was aus dem Mutterlande, in Folge politischer Stürme dahin ausgewandert, bestimmt den Charakter derselben wenigstens zum Theile. Wir liefern hier in größern Umrissen, nach Berichten der glaubwürdigsten Reisenden und nach den Ergebnissen der gründlichsten Forscher, die Beschreibung von der physischen Lage Brasiliens, von den Nationen die es füllen und von den Verhältnissen seiner mannichfach zusammengesetzten Bevölkerung.

Der Norden weist gleich eine Menge wichtiger Naturverbindungen auf. Der Amazonenfluß, in Peru entspringend, gestattet leichte Schiffahrt bis zu den spanischen Besitzungen. Seine unzähligen Nebenflüsse theilen das Capitanat von Para in vier Bezirke, und werden mit der Zeit wichtige Kanäle für den Handel bilden. In diesem so äußerst fruchtbaren Theile des Landes sind jene Flüsse bisher die einzigen Verbindungsstraßen. Das, was für Menschen eine Arbeit von mehrern Jahrhunderten gewesen wäre, übernahm die Natur selbst, mit zarter Sorgfalt hier in's Werk zu setzen. Das äußerste Ende von Brasilien und die ganze Guiana finden sich durch das wunderbarste Flußsystem vereinigt, welches je noch in der Welt gesehen wurde. Denn der Rio-Negro, welchen man der Masse seiner Gewässer nach, wohl mit dem Amazonenfluß vergleichen könnte, verbindet sich mit dem Orenoko durch den Pemichien und den Classiquiaro. In neuesten Zeiten erst hat man völlige Gewißheit von dem Daseyn dieses Flußlaufes erhalten. Die ungeheuern Vor-

theile daraus für den Handel in der Zukunft springen Jedermann selbst in die Augen.

Die nördlichen Provinzen, welche unmittelbar nach jener von Para kommen, zeigen sich minder von Flüssen bespült, als abwechselnd von fruchtbaren Gefilden und sandigen Wüsten durchschnitten. Die Verbindung der verschiedenen Landschaften und die Bereisung derselben erfahren darum auch weniger Hindernisse. Sie sind der Bevölkerung und der Kultur, mittelst zweckmäßiger Colonien, in hohem Grade fähig. Maranham, Piauhy, Siara, Nord-Riogrande, Parahyba bieten in ihrem Innern mehr oder weniger von jenen noch unbebauten Steppen dar.

Selbst in der fruchtbaren Statthalterschaft von Pernambuco stößt man noch häufig auf ähnliche. Doch entströmen, zum Ersatz und zum Troste, in den Gebirgen von Cavirys die Quellen mehr als eines bedeutenden Flusses. Die Wichtigkeit dieser Ströme verschwindet jedoch vor der Herrlichkeit des majestätischen San-Franzisco, welcher in Minas-Gerans seinen Ursprung nimmt. Die Reisebeschreiber erschöpfen sich in Schilderungen von dem romantischen Laufe desselben und bieten der Phantasie eingeborner Dichter reiche Nahrung. So anziehend er jedoch für die Einbildungskraft ist, so gefahrvoll ist er für den Handel, zumal der vielen Fälle wegen, welche den Lauf der Schiffe unterbrechen und die Reisenden und die Bewohner, wenn sie augenscheinlichem Untergange ja sich nicht preis geben wollen, zu beträchtlichen Umwegen zwingen, welche meist in die Handelsgeschäfte einen kaum zu berechnenden Aufhalt und Schaden, durch Zeit- und Kostenaufwand bringen.

Die Provinz Bahia besitzt Verbindungen zu Wasser, welche hinreichend für die Bedürfnisse des Ackerbaues sind. Minder jedoch die Pflanzer für den Transport ihrer Waaren. Zum Behufe desselben müssen jene nicht selten zu Landwegen ihre Zuflucht nehmen.

Den beiden wichtigsten Städten des Reiches wird die Verbindung zu Wasser mit dem Innern sehr durch den Jiquitihnonha erleichtert, welcher zwischen Porto-Seguro und Ilheos in den Belmontischen Ozean sich ergießt. Seit kurzer Zeit erst hat man die wahre Quelle dieses Stromes aufgefunden, welcher die Erzeugnisse von Minas-Novas den Häfen von San-Salvador und von Rio-Janeiro zuführt.

Gegen Süden zu, nimmt die Zahl der Flüsse ab; die Verbindungsstraßen zu Lande dagegen werden erleichtert. Der Mato-Grosso gewährt alle Vortheile der Schiffahrt im Innern und man kann getrost die Hoffnung hegen, daß die Nebenflüsse des Rio-de la Plata dereinst mit dem Amazonenstrom sich vereinigen werden.

Die Häfen Brasiliens sind ihrer Größe und Bequemlichkeit willen, allgemein bekannt. Man schlägt solches als einen bedeutenden Vortheil an, welchen das Land gegen die Republik des Silberflusses dadurch behauptet. Aber der Fleiß der Menschen hat noch viel hier nachzuholen, bis er das Geschenk der Natur vervollständigt hat. Die Küstenfahrt bedarf einer größern Thätigkeit, der Handel größerer Ausfuhr, als blos der Lebensmittel und Marktwaaren. Wenn in die Pflanzer ein unternehmenderer Geist der Industrie einst gekommen, wird die Bewohner des Kaiserreiches

auch mehr politischer Sinn und Liebe zum neuerstandenen Vaterlande erfüllen.

Nicht gering sind die Hindernisse, welche dem innigern Verkehr unter den verschiedenen Provinzen die schlechte Beschaffenheit, ja beinahe der gänzliche Abgang eigentlicher Landstraßen, entgegenstellt. Die von Salvador und Rio-Janeiro nach Minas-Geraes sind die bis jetzt bedeutenden. Dennoch lassen auch sie fast gar keine Wagen, sondern blos Maulesel zu. Der gleiche Fall ist bei der Straße von Santo Pablo nach Minas. Mit Bahia kann die Hauptstadt nur zu Wasser in Verbindung sich setzen. Zu rüstigerem Verkehr wäre eine ungemeine Zahl von Brücken nothwendig, zu deren Bau jedoch die dichten und reichen Waldungen Material in Ueberfluß darbieten. Bahia mit Pernambuco ist bis Maranham durch einen Weg verbunden, aber der Mangel an Saumthieren erzeugt auch hier nicht geringe Schwierigkeiten. Diese und so viele Hindernisse, die der Handel erfährt, haben die Hauptthätigkeit der Brasilianer bisher immer noch auf den Ackerbau hingeworfen. Aber mit Hülfe der Zeit und durch Don Petro's Genie werden auch sie sich heben. Inzwischen dient das, was die Industrie im Innern hemmt, zu Vertheidigung des Landes nach außen.

Zweites Kapitel.

Die Geschichte der wilden Stämme und Nationen Brasiliens bis zur Zeit der Entdeckung des Landes durch die Portugiesen.

Die Ureinwohner Brasiliens haben beinahe dasselbe Loos erlitten, wie die Eingebornen aller übrigen amerikanischen Länder. Wo der verwüstende Fuß des Europäers hintrat, erstarb das Leben; der Fanatismus würgte schonungslos, was die Kriegswuth und die Habsucht übrig gelassen. Der übermüthige Zögling einer halben oder falschverstandenen Civilisation hielt nicht nur durch seine Abstammung von Japhet und durch seine weiße Farbe sich mehr als berechtigt, seine Brüder, welchen die Natur die schwarze, die kupferne, die gelbliche Farbe verliehen, als geborne Leibeigene und Sklaven zu betrachten, sondern es bestärkten ihn auch mönchischer Blutdurst und priesterlicher Uebermuth in dem Wahne, daß die Gottheit Wohlgefallen an der Opferung von Menschenraçen trage, deren noch in Kindheit befangener Verstand die schönen, durch Menschensatzungen jedoch so schändlich entstellten und verdunkelten Lehren des Christenthums nicht gleich gehörig zu fassen und zu würdigen wußte. Auch in Brasilien sind die meisten der eingebornen Nationen nach und nach ausgerottet oder

von der eingewanderten Bevölkerung verschlungen worden. Gleichwohl haben viele, der schwächern zumal, welche das Schwert der Sieger aus Verachtung oder Politik geschont; ihr Daseyn bis auf uns gebracht, und geben zum mindesten mehr oder weniger den Maßstab zur Beurtheilung des frühern Zustandes in diesem Lande. Wir führen dieselben, deren Namen kaum in Europa bekannt geworden, nach einander an, und entwerfen, gestützt auf die Berichte mehrerer vorzüglichen Reisebeschreiber, ein gedrängtes Bild von den Ueberbleibseln der uranfänglichen Bevölkerung Brasiliens.

Die Nation der Tupis erscheint als eine der bedeutendern. Sie hatte einst den größten Theil der Küsten von Brasilien und Guiana eingenommen. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit hält man sie für ein aus Paraguay gekommenes Volk. Noch trägt daselbst die ganze Bevölkerung den ursprünglichen Namen, welcher sich blos nach Stämmen mannichfach abänderte. So wie einst der Norden unzählbare Legionen uns sendete, so lieferte der amerikanische Süden ohne Zweifel den Gegenden, die von der Linie sich entfernen, neue Ansiedler. Die Eroberer, nachdem sie die alten Bewohner in das Innere des Landes getrieben, vertheilten sich in Völkerschaften. Unter diesen muß diejenige der Tupinambas als die vorzüglichste angesehen werden.

Man findet nach und nach die nämlichen Sitten und Gebräuche bei der Mehrzahl der Stämme. Bei allen herrscht die Neigung zu nomadischer Lebensart und zu vollkommener Unabhängigkeit vor.

Die Tupis beschäftigten sich mit einer Art

Ackerbau; sie pflanzten Manioc und Kartoffeln, und zwar wurde das Ergebniß nach Familien vertheilt. Der größere oder kleinere Reichthum der Gegend an Wildpret entschied meistens über die Dauer des Aufenthalts. Bei jeder Wanderung wurden die Hütten von einem Orte zum andern getragen; sie waren aus Schilfrohr gebaut und mit Palmblättern überdeckt. Oft vereinigte ein Dach mehrere Familien, ohne daß jedoch vollkommene Gütergemeinschaft statt gefunden hätte. Jeder besaß seine eigene Hängematte, seinen Bogen, seine Pfeile, sein Steinmesser, und mannichfache Zierrath aus Federn. Diese letztern Dinge wurden größtentheils von den, in blinder Unterwürfigkeit gehaltenen Frauen, verfertigt.

Die Hütten der Eingebornen bildeten eine Art von Dörfern. Diese wurden, sobald von irgend einer Seite her Angriffe droheten, mit Pallisaden umgeben. Oft müheten jedoch die Feinde sich nicht lange damit ab, diese Verschanzungen, zu stürmen, sondern sie schleuderten Pfeile mit angezündeter Wolle behängt, in die Wohnungen und das Feuer theilte schnell sich denselben mit. Nur, wenn die Angefallenen scharfgespitzte Pfähle in die Erde steckten und leicht mit Erdreich überdeckten, wurde den Belagerern der Sieg bedeutend erschwert.

Die Tupis erkannten das Daseyn eines höchsten Wesens an, welches mit den Sterblichen in Blitz und Donner rede. Der Anhanga, oder der böse Geist, vertrat bei ihnen die Stelle unseres Teufels. Welche Art Opfer dem guten Wesen gebracht worden, ist zweifelhaft. Die dem bösen Geiste geweihten bestanden in Früchten und in

heißem Wasser, welches über das Grab der Voraltern geschüttet wurde. Die Opfer gingen in ausgeschmückten, größern Hütten vor sich, welche für Tempel gelten konnten. Die Piaya's, oder Priester, waren mit dem noch heut zu Tage bräuchlichen, Maraca versehen, welches Instrument als Zeichen ihrer Würde betrachtet worden ist. Die Kandidaten zum Priesteramte hatten, gleich den Kindern der Sonne in Peru, schwere Prüfungen auszustehen. Dafür entschädigten sie sich durch frommen Betrug und unbedingte Herrschaft über Gewissen und Eigenthum des gläubigen Volkes nicht minder, als ihre Brüder in Europa. Man reichte ihnen eine Art Zehnten. Die Berührung mit dem Maraca flößte eben so große Ehrfurcht ein, als der Segen oder der Pantoffelkuß des Bischofs zu Rom.

Wie im Mittelalter die geistlichen Priester, so flößten auch die der Tupis ihren Landsleuten bei vielen Gelegenheiten, mit Hülfe religiöser Schauer, Muth und Begeisterung ein. Die Priester lehrten um gute Belohnung, zauberische Künste mannichfacher Art, und wußten, meist zu ihren Zwecken, durch Tänze und Räucherungen, die Geister, die sich ihnen anvertraut, zu betäuben und zu ihrem Interesse zu verwenden. Der Einfluß, welchen sie solchergestalt auf das Volk übten, beschränkte sich nicht auf die Geschäfte des Privatlebens, sondern dehnte sich auch auf die Angelegenheiten der Nation aus.

Die politische Verfassung der Tupis hatte manche auffallende Sonderbarkeiten. An der Spitze der zerstreuten Hütten, oder jedes betreffenden Dorfes, wenn man die Gesammtheit dieser wan-

dernden Wohnungen so nennen will, stand ein Oberhaupt, meist aus den Aeltesten des Volkes gewählt. Seine Gewalt war jedoch nicht, wie bei so vielen andern patriarchalisch verwalteten Nationen, unbedingt, sondern äußerst beschränkt. Sein Einfluß war mehr der eines Rathgebers, als derjenige eines Gebieters. Es ist eine baare Lüge theokratisirender Alterthümler, welche um Söldlingsgold mit stets erneuerter Bereitwilligkeit die Eisen ihrer Mitbrüder schmieden helfen, daß der ursprüngliche Zustand jedes Volkes den Despotismus in sich trage.

Alle laufenden Geschäfte, welche die Wohlfahrt der Nation betrafen, wurden in einer Versammlung von Häuptlingen entschieden, welche sämmtlich dem Kriegerstande angehörten. Natürlich herrschte jener Theil, welcher Alle schützte, über die Nation. Die Aufnahme in den Stand der Krieger war übrigens mit gefahrvollen Proben verknüpft, ob sie gleich an Mühsal jenen der Kandidaten des Priesterstandes nicht gleich kamen.

Die Krieger behaupteten das Recht, den Anführer sich selbst zu wählen. Die meisten Ansprüche hiezu gaben der von den Bewerbern in frühern Kämpfen bewiesene Muth und der größere Grad von Gewandtheit. Mit jedem Feldzug endigte das Amt des Feldherrn. Nicht nur in einzelnen kleinen Ueberfällen würgte man sich, sondern es standen oft, wie bei uns civilisirten Nationen, beträchtliche Massen eben so großen gegenüber; Tapferkeit und List wechselten. Die oben angedeuteten Verschanzungsarten gaben Anlaß, daß kleine Belagerungskünste sich entwickelten. Oft wurden, je nachdem der eine oder andere Theil

die meiste Geschicklichkeit zeigte, die Belagerer in Belagerte verwandelt und die Werke, die sie zum Verderben des Feindes angelegt, führten ihr eigenes herbei. Gleichzeitig mit diesen Landkriegen, wurden oftmals auch Angriffe zur See unternommen. Die Flotte der Tupinambas bestand in ausgehöhlten Baumstämmen; oft in einem einzigen Kanot. Natürlicher Weise begannen und endigten sie stets nahe am Ufer. Die Dauer der Land- und Seekämpfe war kurz; der Ausgang unentscheidend. Die nahen Wälder ersetzten jederzeit schnell wiederum die erlittenen Verluste.

Die Tupis opferten, gleich den meisten amerikanischen Völkerschaften, die gefangenen Feinde den Göttern und den Geistern ihrer Väter. Diese Letztern sollten dadurch feierlich gerächt werden. Das Menschenopfer war deshalb mehr eine Art Wiedervergeltung für ähnliches, welches die siegreiche Familie oder das siegreiche Volk durch die Vorfahrer der Ueberwundenen erlitten hatte, als eine rein-religiöse Handlung. Die dem Tode Geweihten genossen jedoch bis zum letzten Augenblicke alle Ergötzlichkeiten des Lebens. Die Kunst, noch vor der eigentlichen Hinrichtung, zehnfach und martervoll, und zwar Geist und Leib zugleich zu tödten, ist nur den christlichen und hochverfeinerten Europäern eigen. Die Tupis thaten noch mehr; sie gaben den Verurtheilten eine der schönsten unter ihren Töchtern zur Frau, und verlängerten oft Monate hindurch die Frist des Sterbens, so daß das Opfer, noch einmal schwelgend in jeder Süßigkeit des Daseyns, mit einer Art Begeisterung sein tragisches Schicksal erfüllte,

und dasselbe oftmals als eine Gunst der Götter betrachtete *).

Die Ehre, Vollzieher des Spruches an den Gefangenen zu seyn, gehörte zu den Auszeichnungen, welche am begierigsten gesucht wurden. Diejenigen Krieger, welche dazu gelangten, pflegten nach geschehener That, in den Schenkel sich Einschnitte zu machen. Diese galten in der Folge als Orden, gleich denen, welche oft viele unserer Krieger erhalten, wenn durch sie, ihre Tapferkeit und ihre Gewandtheit, eine recht bedeutende Zahl Menschen, nach Regeln der Kunst, getödtet oder verstümmelt worden ist.

Die Ceremonien, unter welchen die Hinrichtung der Gefangenen bei den Altbrasiliern im Allgemeinen gewöhnlich vor sich ging, unterschieden sich von denen, die bei andern wilden Völkern statt fanden, durch einen mindern Grad von Grausamkeit. Nachdem man ihnen einfach die Unbilden vorgeworfen, welche ihre Nation derjenigen der Sieger zugefügt und ein ungeheures Freudengeschrei den beschlossenen Akt der Rache verkündigt hatte, endigte ein einziger Keulenschlag das Leben der Unglücklichen. Oftmals auch nahmen die Häuptlinge ihre Gefangenen, zumal wenn Jugend, Schönheit und Kenntnisse sie auszeichneten, an Kindesstatt an. Noch häufiger verwendete man die, deren Leben geschont wurde, als Knechte im Hausdienst. Mit den Niederlassungen der Portugiesen traten sehr viele Veränderungen in diesem Punkte

*) Man vergleiche mit dieser Sinn- und Handlungsweise dasjenige, was die Inquisition, die Verfolger der Hugenotten, die Mörder der Albigenser gethan.

ein. Die Sklaverei mehrte sich und damit auch mehrten sich die Kriege. Die Sitten der Eingebornen wurden wilder, von dem Augenblicke an, wo die Schützlinge der Civilisation mit ihnen in Berührung kamen. Ihre Bekanntschaft brachte der Nationalunabhängigkeit den Untergang, die Stämme kamen unter einander in immer mörderischern Kampf, welcher blos zum Vortheil der Europäer endigte; viele derselben wurden als Sklaven hin und her versetzt; die Mehrzahl nach und nach ausgerottet; dies geschah in folgender Zeitordnung.

Die Tapuyas zuerst sahen sich genöthigt, allenthalben ihre alten Wohnsitze an den Küsten zu verlassen und im Innern des Landes eine Zuflucht zu suchen. Die Portugiesen folgten ihnen auch dahin. Die Bedrängten hatten fortan blos zwischen Sieg, Tod oder Knechtschaft zu wählen. Da sie auf verschiedenen Punkten zerstreut sich befanden, so war ihre Bezwingung sehr erleichtert. Wir müssen den Abgang ausführlicherer Nachrichten über dieses Volk sehr bedauern; die wenigen Notizen, welche man von ihm besitzt, erregen großes Interesse. Obgleich den Tupis in vielen Dingen ähnlich und verwandt, unterschieden sich die Tapuyas doch in manchen andern wesentlich von denselben. Dazu gehört besonders die Enthaltung von Menschenopfern.

Die Vertreibung der Tapuyas schien den Uebrigen die Augen über das ihnen Allen bevorstehende Loos geöffnet zu haben. Viele der einzelnen kleinen Stämme verbanden sich fortan zu gemeinschaftlicher Vertheidigung gegen den Feind. Allein ihr kindischer Verstand und ihre geringe Erfahrenheit waren leicht zu überlisten. Einzelin=

teressen trennten allzufrühe das lockere Bündniß wieder. Sie haßten bald sich eben so unversöhnlich, als früher gemeinsame Erbitterung sie gegen die Tapuyas getrieben hatte.

Unter den Nationen, welche den Tapuyas früher gegenüber gestanden und zu der Verbindung der Tupis gehörten, eine Verbindung, welche den Portugiesen oft unzuberechnenden großen Schaden zugefügt, rechnet man besonders die bereits oben erwähnten Tupinambas, die Tupinans und die Tupinikinen. Von geringerm Gewichte waren die Tamoyos, die Cahetes, die Amapiras u. A.

Noch finden sich, ganz in der Nachbarschaft von diesen, mehrere Andere, welche weder zu den Tupis, noch zu den Tapuyas zu gehören scheinen. Einige halten sie für die Ueberreste der alleráltesten Bevölkerung; Andere für Stämme, die aus dem tiefsten Innern gekommen und durch unglückliche Ereignisse den Küsten zugetrieben worden. Unter ihnen zeichneten vorzüglich die streitbaren Ubirajaras sich aus, welche mitten in der heutigen Provinz Bahia lebten und durch Sprache und Sitten von den übrigen wilden Nationen durchaus verschieden waren.

Aus den Berichten der ersten portugiesischen Entdecker und Eroberer kann man zum mindesten einige Hauptumrisse des Zustandes und der Schicksale der Eingebornen Brasiliens gewinnen, wenn auch, beim Untergange so vieler derselben so wie aller Denkmale ihres frühern Daseyns, an eine eigentliche Geschichte nicht zu denken ist.

Die Carijos, sehr wahrscheinlich ein Theil der großen Nation der Guaranis in Paraguay,

fielen zuerst unter das Joch der Europäer, da ihre Vorliebe zum Ackerbau den kriegerischen Uebungen sie entzogen hatte. Ihre Fortschritte in demselben machten den neuen Ansiedlern ihren Besitz äußerst wichtig. So sehr jedoch viele Stämme rings um sie her die Carijos, solch schneller Ergebung willen verachteten, so verbanden sie sich doch sehr bald mit den gehaßten Portugiesen. Der Ursprung einer großen Zahl von Mestizenfamilien soll in diese erste Periode fallen.

Die ganze Küste von dem Vorgebirge St. Thomas bis Angra-Dos-Reys war im Besitze der Tamoyas. Sie erlitten zuerst durch die Guaytakazes blutige Niederlagen und wurden in das Innere des Landes gedrängt; hierauf, nach abermaliger Erscheinung an den Ufern des Weltmeers, wurden sie fast gänzlich durch die Portugiesen vernichtet. Dasselbe Schicksal ward nicht lange darauf auch ihren Feinden zu Theil. An der äußersten Spitze der Statthalterschaft von Rio-Janeiro nur noch findet man wenige Ueberreste des Volkes der Guaytakazes, wiewohl unter dem Namen der Coroados. Sie allein, unter allen Eingebornen Brasiliens, besitzen noch Ueberlieferungen und Denkmale, und vielen alten Bräuchen und Sitten sind sie von allen am meisten treu geblieben.

Die Guaynazes bildeten nicht minder eine streitbare Nation, aber immerhin viel zu schwach, um ihren alten Feinden und den Europäern zugleich lange widerstehen zu können. Bald verschwanden sie, entweder völlig vernichtet, oder mit andern Stämmen verschmolzen.

Sehr merkwürdig ist der Umstand, daß von

dem zahlreichen und mächtigen Volke der Tupinambas in dem Gebiete von Rio-Janeiro gar keine Spuren mehr übrig geblieben sind. Es drängt sich daher die Vermuthung auf, daß bei der allgemeinen Auswanderung der Nation alle Stämme sich vereinigt haben.

Die Tupinikins und die Tupinaes bildeten wahrscheinlich früher nur eine und dieselbe Nation. Trotz mancher Irrungen unter sich, und ihrer eigenthümlichen Lage zwischen Rio-Janeiro und Bahia, vereinigte sie dennoch ein gemeinschaftlicher Haß wider die Tupinambas. Bei Ankunft der Portugiesen nahmen die Tupinikins zuerst dieselben gastlich auf, vielleicht in der Hoffnung, durch deren Beistand ihre alten Feinde noch sicherer demüthigen zu können. Bald hatten sie Ursache, ihre Unvorsicht oder ihre Politik zu bereuen. Sie sahen sich gezwungen, die Küsten, welche bis dahin durch reichlichen Fischfang ihnen Nahrung verschafft, zu verlassen und in die Wälder sich zu flüchten. Zu der Bedrängniß durch die Fremden, kam nun auch noch der Schrecken vor den Aymores, einem trotzigen Volke, das bisher im Innern des Landes gehaust. Dieselben zeigten sich gegen Portugiesen und Tupinikins gleich feindselig und die gemeinsame Gefahr bewirkte zwischen den unhöflichen Gästen und den alten Bewohnern des Küstenlandes ein annäherndes Verhältniß, welches den Portugiesen viele wesentliche Vortheile gewährte. Tupinaes und Tupinikins wurden in der Folge durch gleiches Unglück zu Erneuerung des alten Bündnisses unter sich bewogen.

In allem wesentlich verschieden, zeigten sich

die trotzigen Aymores, von den Wilden selbst als Wilde betrachtet. Auch die geringsten Anfänge der Kultur waren und blieben noch lange denselben fremd. Es scheint, daß sie aus den dichtesten Wäldern und aus den dürren Oeden von Pernambuko, Siara und Piauhy gekommen.

Zu ihren Sonderbarkeiten gehörte eine unüberwindliche Scheu vor dem Wasser. Sie aßen das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde, nicht aus Rache, sondern aus Bedürfniß der Nahrung.

Die Nähe der Aymores war für die Pflanzer von Porto Seguro, S. Amoro und Jllheos sehr verderblich. Der größte Theil ihrer Sklaven wurde von jenen entführt und aufgezehrt. Ueber dreihundert Portugiesen selbst kamen im Streite mit ihnen um. In der Folge demüthigte man jedoch ihren Trotz, trieb sie in die Wälder zurück und vernichtete sie beinahe gänzlich. Die heutigen Botocoudas, (sich selbst nennen sie Engeräckmung) in den großen Urwildnissen am Doce und Belmonte und vom Flusse St. Matheo hinab, bis an die Seeküste sollen die Ueberreste dieser barbarischen Nation seyn *). Wir werden in einer spätern Stelle unseres Werkchens, in der Schilderung des Landes Brasilien und seiner Bewohner, auf diese Botocoudos noch einmal ausführlich zu sprechen kommen.

Den nämlichen Gegenden zu, zwischen Porto-Seguro und Espirito-Santo, hauseten einst auch

*) Auf der Karte des Engländers Mawe ist ihr Land im Allgemeinen als die Heimath der Anthropophagen-Indier bezeichnet. Prinz Max von Neuwied Reise n. Br. II. 1.

die Papanazes. Sie wurden, nicht durch die Europäer, sondern durch ihre eigenen Landsleute, die Tupinikins und die Guaytakazes, auf das fürchterlichste heimgesucht und in das Innere des Landes gedrängt. Man glaubt, daß noch Abkömmlinge dieses Stammes, wiewohl unter anderm Namen, in Brasilien vorhanden sind.

Wir kehren jedoch nunmehr zu dem wichtigsten Volke unter den Eingebornen Brasiliens, nämlich zu den Tupinambas, zurück. Die Bucht von San-Salvador gehörte ihnen größtentheils eigen. Sie zeigten, mehr als ihre übrigen Brüder, Anlagen zur Kultur. Aber ein furchtbarer Rachekrieg, welcher alle Stämme, über die Entführung einer Jungfrau aus dem einen derselben, unversöhnlich entzweite und alle frühern Verhältnisse zerriß, machte den schönen Hoffnungen ein Ende. Die Kräfte des Volkes wurden sofort unnütz versplittert und den Fremden die Unternehmungen auf das gemeinschaftliche Vaterland dadurch sehr erleichtert. Vergebens boten sie diesen muthvollen Widerstand; ihre rohe Tapferkeit unterlag dem Genie der Europäer. Nachmals ergriffen sie nicht selten in den Kriegen derselben Partie, bis sie plötzlich von dem alten Schauplatz ihrer Thätigkeit verschwanden und nach den Wildnissen des Nordens, welche größere Sicherheit verhießen, in Masse auswanderten. Es ist schwer, heut zu Tage die Spur dieser Nation wieder zu erkennen. Dürfen wir jedoch den Geschichtschreibern glauben, so finden sich noch Abkömmlinge der Tupinambas in der Statthalterschaft Bahia vor, und auch in Peru sollen sich, in Folge einer abermaligen Trennung in Nord-

Brasilien, einzelne Stämme oder Abtheilungen von solchen, niedergelassen haben.

Wir erwähnen hier ferner noch der **Amapiras**, welche jenseits San Fernando getroffen wurden, gleichfalls Abkömmlinge der Tupis, jedoch getrennt von ihnen seit den Tapuyaskämpfen. Ebenso der **Ubirajaras**, ihrer geschwornen Feinde, einer höchst barbarischen und unbändigen Nation, welche wahrscheinlich durch das Schwert der Portugiesen gänzlich vertilgt worden ist. Ferner der **Caheles**, eines grausamen und allverhaßten Menschenschlages, in der jetzigen Provinz Pernambuko, zwischen dem San Francisco und dem Rio-Parahyba gelagert. Sie waren mit den Tupinambas in unversöhnliche Kriege verwickelt, erlagen aber zuletzt der vereinigten Macht dieser, der Tupinaes und der Tapuyas. Nur wenige Haufen retteten sich in die Gebirge von Aquesiba.

Den Schluß mögen die **Pitiguares** machen. Dieselben, anfänglich zwischen dem Rio-Grande und Parahyba eingehaust, sodann bis zum Amazonenflusse sich ausbreitend, hielten, als Europäer in Brasilien erschienen, mit besonderer Vorliebe die Partei der Franzosen und unterstützten sie kräftig auf allen ihren Zügen.

Von vielen andern kleinen Nationen und Stämmen, welche entlang der Küsten einst gewohnet, schweigen wir. Ihr Namensverzeichniß hat weder für die Geschichte der Menschheit, noch für die Kenntniß der Schicksale des Landes, mit dem wir uns beschäftigen, besondern Werth. Vielmehr eilen wir jetzt, die merkwürdigen Ereignisse zu schildern, welche die erste Entdeckung und Besitznahme Brasiliens durch die Europäer begleitet haben.

Drittes Kapitel.

Die Geschichte der Entdeckung des Landes Brasilien.

Die glücklichen Ergebnisse der Entdeckungsfahrten Vasco da Gama's in Ostindien hatten in allen Portugiesen ein edles Feuer der Nacheiferung entzündet. Die Nation, ihrer Kräfte bewußt und an vielen ausgezeichneten Männern reich, sehnte sich nach neuen Entdeckungen und Eroberungen. Viele Seefahrer, Glücksritter sowohl als gediegene und besonnene Köpfe, boten dem Hofe ihre besten Dienste an. Der König Dom Manoel I. gab dem Impulse dieser Nationalbegeisterung auch diesmal nach und rüstete abermals eine Flotte aus. Der erfahrne Seemann, D. Petro Alvarez de Cabral, durch vielfache Verdienste die er in Ostindien bereits sich erworben, zu hohem Vertrauen berechtigt, ward an die Spitze des Unternehmens gestellt und lichtete im Jahr 1500 die Anker.

Die Küsten von Afrika mußten diesmal vermieden werden; darum suchte er das Weite. Die widrigen Winde zwangen ihn, eine dem ursprünglichen Plan entgegengesetzte Richtung zu nehmen und er sah sich plötzlich auf die Küste des mittäglichen Amerika verschlagen.

Es kann nicht geläugnet werden, daß schon etwas früher Colon's treuloser Gefährte Pinzon dieselbe gesehen hat. Doch beschränkte sich die ganze Thätigkeit desselben auf einiges Kreuzen in der Mündung des Amazonenflusses; er kam nicht über den Maragnon, erfüllt von der falschen Voraussetzung Columb's, die auch andere Seefahrer getäuscht, daß die entdeckten Länder nichts anders denn Theile des großen indischen Festlandes seyen, und die Fahrt war durchaus von keinem Resultate begleitet gewesen.

Alvarez Cabral gab dem von ihm entdeckten Berglande den Namen Monte-Pascoal, da gerade die Entdeckung in die heilige Osterwoche gefallen war; den Rest des Kontinentes aber nannte er Vera Cruz.

Das Betragen der Portugiesen gegen die Eingebornen, welche mit neugierigem Erstaunen um die fremden Gäste sich herdrängten, war von demjenigen der Spanier auf den meisten Punkten ihrer Entdeckungen sehr verschieden. Es erweckte Zutrauen, die Eingebornen nahmen freundlich sie in ihre Hütten auf und waren entzückt über die kleinen Geschenke die sie erhielten, wiewohl der Reiz der Neuheit gar bald wieder nachließ.

Was die Aufmerksamkeit der Wilden am meisten erregte, war der wunderbare Gebrauch, den die Ankömmlinge von dem Eisen zu machen wußten. Mit Erstaunen sahen sie, mit welcher Leichtigkeit den Streichen der Axt der Baum erlag, aus welchem das Symbol der christlichen Religion, das Kreuz, gezimmert wurde. Die Unglücklichen ahneten nicht, wie bald an dasselbe ihre altererbte Freiheit geschlagen werden würde.

Manche der religiösen Ceremonien, unter welchen die Indianer — so hieß man damals auch die Bewohner Brasiliens — ihre Götter verehrten, hatten große Aehnlichkeit mit den christlichen, welche in der That nicht selten das Gepräge des Heidenthums trugen. Darum glaubten die Entdecker, mit leichter Mühe die Barbaren für den christlichen Glauben zu gewinnen. Allein, wie wir bald Gelegenheit finden werden, zu zeigen, sie täuschten sich hierin gewaltig; der grobe Egoismus der Europäer zerstörte allzubald die Täuschung der Natursöhne über die Vortrefflichkeit der fremden Männer und flößte ihnen dadurch Abscheu und Verachtung auch gegen die Götter derselben ein.

Längere Zeit blieb Jenen unbewußt, welcher Art Schätze das neuentdeckte Land in sich verschlösse; und Verbrecher, die man hierum begnadigte, wurden in das Innere entsandt, genaue Nachforschungen deshalb anzustellen. Den Rath einiger Portugiesen, Eingeborne einzeln aufzugreifen und ihrem Vaterlande entführt, nach Europa als Zeugen und Trophäen der geschehenen Entdeckung zu schicken, verwarf der edler gesinnte Cabral, als unmenschlich und unchristlich. Heil den Brasilianern, wenn solche Grundsätze immerfort siegreich sich erhalten hätten!

Kaum war jedoch das Schiff, welches die Nachricht von den wichtigen Ergebnissen der Entdeckungsfahrt nach Lisboa überbringen sollte, den Uebrigen aus dem Gesichte, als einer der Hauptleute Cabrals, Gaspard de Lemos, der zum Befehlshaber jenes Fahrzeuges ernannt worden war, gegen das ausdrückliche Verbot des Admi-

rals, zweier Eingebornen sich bemächtigte und sie auf das Schiff schleppen ließ, um damit vor dem Hofe groß zu thun; der Anblick dieser Indianer machte in Vielen die Begierde nach ähnlichen Unternehmen, wie das des Cabral, noch mehr als zuvor rege und Projekte wurden auf Projekte geschmiedet. Der Mann selbst, welcher die Mühen des Tages getragen, ärndtete am wenigsten den Dank davon. Abenteurer, wie Nicolas Conlho, und Großsprecher, wie Amerigo Vespucci, machten sich bald darauf seine Verdienste zu Nutzen und es gehört selbst in neuester Zeit zum Tone des Tages, dem genialen Deutschen Martin Behaim, welcher auf alle diese Entdeckungsreisen den größten Einfluß geübt, ja welcher selbst die allererste unternommen haben soll, völlig in den Hintergrund zu stellen *). Amerigo Vespucci's und seiner Thätigkeit, wie seines Unverdienstes, ist bereits in der Geschichte von Portugal erwähnt worden. Wir bemerken also hier nur um des Zusammenhanges willen, daß er auf seiner zweiten Reise (1502) die erste Niederlassung auf dem neu entdeckten Festlande, nämlich in der Bucht Allerheiligen, gegründet.

Bahia und die ganze Küste hinunterwärts bis zur magellanischen Meerenge ward durch Christoval Jacques aufgefunden. Auf vielen einzelnen Punkten des Landes nahm er Besitz von demselben und pflanzte die Fahne seines

*) Der Verfasser wird es sich zur Pflicht machen, in einer besondern Abhandlung dereinst die Verdienste des Martin Behaim auseinander zu setzen, und alles, was auf ihn Bezug hat, zu sammeln.

Monarchen auf. Die Gründung der Colonie Porto-Seguro, in dem Gebiete von Vera Cruz, ist ebenfalls sein Werk.

Bald reizte nun die Kunde von Schätzen, die das Land in sich verschließen sollte, deren Spur jedoch erst später aufgefunden wurde, die Neugierde vieler Abenteurer. Das wichtige Farbholz, so man in der einen Abtheilung entdeckte, zog die thätigste Aufmerksamkeit der Handelswelt dahin. Jene Gebietsabtheilung erhielt von dem wichtigen Funde den Namen *), und er wurde nachmals auf das gesammte Land ausgedehnt. Das brasilische Farbholz blieb lange Zeit der einzige wesentliche Gewinn der neuen Entdeckung.

Während den Jahren 1502—1516 hatten mancherlei Colonisationsversuche und Landungen statt, welche besonders von Ostindien aus unternommen wurden. Nicht immer segnete jedoch dieselben ein glücklicher Erfolg. Nicht selten kamen sie durch die Waffen der Eingebornen, noch öfter durch Mangel an Lebensmitteln, um. Die allzu eilfertig und leichtsinnig angelegten Niederlassungen wußten, auf dem ungeheuern Gebiete allzu sehr von einander entfernt, wechselseitig nichts von sich. Nur die Fahrten des Castilianers Solis, welcher bis in die Bai von Ganabara (Rio-Janeiro) vorgedrungen, die des berühmten Fernandez Magalhaens, von der irgendwo anders die Rede seyn wird, und die des Diego Garcia (1526) zeichneten sich unter den vielen frucht- und ruhmlosen aus.

*) Vergl. darüber die Statistik Brasiliens, als letzte Abtheilung dieses Werkchens.

Viertes Kapitel.

Des Landes Eintheilung in Statthalterschaften.

Der hohe Werth des entdeckten Landes, in Bezug auf die aus ihm zu gewinnenden Naturprodukte und Schätze jeder Art, fiel bald in die Augen. Was das immer nur nach neuen Eroberungen sich sehnende Genie Dom Manoels zu gründen vergessen hatte, suchte der sorgliche Fleiß Dom Joàos III. ins Werk zu setzen. Die erste Art der Verwaltung des Landes zeugte aber nicht von geläuterten Grundsätzen politischer Oekonomie. Das Land wurde in neun erbliche Statthalterschaften eingetheilt. Ein strenges Feudalsystem, mit dem Geiste der Eingebornen im feindseligsten Widerspruch, zerstörte gleich Anfangs einen großen Theil der Hoffnungen, welche man mit Recht von den unversieglichen Quellen dieses Landes für Portugal sich machen durfte.

Jeder der Edlen, welche solchergestalt mit der Regierung des Landes beauftragt worden, hatte zugleich das Recht, vierzig bis funfzig Meilen der Küste entlang, so viel zu erobern, als ihm möglich war, und diejenigen Niederlassungen zu gründen, welche ihm zweckmäßig scheinen mochten. Ihnen stand es zu, Gesetze und Gefreitheiten zu

ertheilen, und, von jeder höhern Gewalt unabhängig, Gesetze und Abgaben aufzuerlegen. Sie besaßen ferner das Recht, so viele Eingeborne, als ihnen genehm, zu Sklaven zu machen. Nur tödten durften sie dieselben nicht,

Die Niederlassung des Dom Martino Alfonso de Souza, dessen Familie in den ostindischen Ereignissen berühmt geworden, war die erste bedeutendere, und zwar im Süden Brasiliens. Die herrliche Bucht von Rio-Janeiro hatte er nur berührt, um ihr einen Namen zu geben (1532). Nach verschiedenen Kämpfen mit den Wilden, welche Landung sowohl, als Colonisation ihm streitig gemacht, und mit dem Beistande eines entschlossenen Portugiesen, Ramalho, der durch Schiffbruch zu den Carijos verschlagen worden und durch seine Persönlichkeit unter denselben zu Ansehen gekommen war, gelang ihm von der St. Vincent Besitz zu nehmen und eine Niederlassung zu bewerkstelligen. Der verhängnißreiche Anbau des Zuckerrohrs wurde in dem Lande Brasilien durch ihn begonnen. An seinen Namen knüpfen sich daher alle Erinnerungen commerzieller Vortheile seiner Nation und alle Flüche einer zu harter Dienstbarkeit verurtheilten Menschenrasse.

Nach seiner Rückkehr gen Lisboa erhielt Souza den Titel eines Admirals von Indien und viele andere Auszeichnungen und Vollmachten (1534).

Minder glücklich war sein Bruder, Dom Lopez de Souza, welcher zu Santo Amaro, in der Nähe von San Vincente sich niedergelassen. Nach mehrern heißen Gefechten mit den Eingebornen, kam er in der Mündung des Rio

de la Plata durch Schiffbruch um. Seine Colonie gerieth in die Hände Anderer.

Die nächsten Jahre gingen ohne besonders wichtige Ereignisse vorüber. Die Geschichte der meisten übrigen Pflanzungen weist blos das traurige Bild von Unterdrückung und Vernichtung der Eingebornen auf. Unter denen, welche am meisten sich nach den Brüdern Souza's ausgezeichnet, führen wir Goes, Freund des Lopez, Coutinho, Martin Ferreira, Figuerero Correa und Duarte Coelho Pereyra an.

Die beiden Erstern gründeten die Capitanerie Parahyba; jedoch wurde solche bald wiederum aufgegeben. Mit mehr Erfolg behauptete sich in Espirito-Santo der tüchtige Coutinho. Er suchte die Tupinikins mehr durch Kultur, als durch Waffen, zu besiegen und an das Interesse der Portugiesen zu fesseln. Seine Anstrengungen wurden theilweise reichlich belohnt. Die Zuckersiedereien von Porto-Seguro, für die Industrie des Mutterlandes bald darauf ein wichtiger Artikel, verdankten ihm allein ihren Ursprung.

Dom Correa, mit Hülfe des Romerra, nahm von dem Gebiete Besitz, welches die heutige Capitanerie dos Ilheos bildet. Längere Zeit blieb die herrliche Bucht San Salvador, bewohnt von Tupinambas, ohne Bebauer, und Pernambuk, wahrscheinlich seines günstigern Klimas willen, wurde vorgezogen.

Dom Coello Pereyra, welcher damit belehnt worden, zeichnete sich durch mancherlei verständige Maßregeln in der Verwaltung des Landes aus. Er hatte nicht nur gegen feindselige Stämme unter den Eingebornen, sondern auch

gegen Angriffe der Franzosen zu kämpfen. Durch kluge Verbindungen mit andern wilden Nationen gelang es ihm die Colonie sicher zu stellen. Die Stadt Olinda erhielt durch ihn ihren Ursprung. Eben so nahm, durch seine Veranstaltung, die Ausfuhr mit den Farbehölzern ihren Anfang, ein Artikel, welcher der europäischen Handelswelt so unentbehrlich geworden ist, und den portugiesischen Colonisten unermeßliche Schätze gebracht hat.

Das Wachsthum der neuen Ansiedlungen ward nicht nur durch die Habsucht und den abenteuernden Hang der Europäer, sondern auch durch ihren Fanatismus bedeutend gefördert. Eine große Menge Juden, welche die für Portugal so überaus unklugen Verfolgungsedikte Don Joào's und des Glaubensgerichtes aus dem bisherigen Vaterlande getrieben, flüchteten sich nach dem neuentdeckten Festlande von Amerika. Mit weniger Habe aber andauerndem Fleiß besiegten sie bald die Hindernisse des tropischen Klimas, und die Civilisation Brasiliens verdankt vorzüglich dieser Klasse von Eingewanderten sehr viel.

Ein durch Schiffbruch an die Küste von Salvador verschlagener Jüngling, Don Alvarez Correa, unternahm es, die Tubinambas mit den Sitten und Künsten seiner Heimath vertraut zu machen. Sein einnehmendes Wesen hatte ihm die Liebe der Tochter eines Häuptlings gewonnen. Durch sie kam er zu Einfluß und endlich zur Herrschaft über die Nation. Er regierte sie mild und weise. Allein so etwas vertrug sich mit dem kriegsknechtisch-mönchischen Geiste seiner Zeit und seiner Heimathgenossen nicht. Es erging ihm beinahe wie Balboa in Darien. Ein anderer por-

tugiesischer Edler, Francisco Pereyra Coutinho, langte an, mit großen Vollmachten des Königs und mit der Bestallung als Statthalter über alles Land zwischen der Spitze San Antonio und San Francisco.

Dieser ließ den Correa verhaften *). Seine Soldaten mishandelten ungestraft das Volk und empörten allenthalben die Gemüther. Der Gedanke des Widerstandes wurde rege, besonders angefacht durch die glühende Beredtsamkeit Paragouassou's, der Gattin Correa's, welche ihren Gemahl zu befreien eilte. Das Joch des Statthalters wurde abgeschüttelt. Kaum fand er auf Dos Ilheos eine Zuflucht vor der Eingebornen rächerischen Pfeilen. Alvarez schleppte er übrigens, immer noch gefangen, mit sich fort.

Bereits hatte jedoch die süße Angewöhnung der Knechtschaft einen Theil der Tupinambas angesteckt und war ihnen lieber geworden, denn die altererbte allzureizlose Freiheit ihrer Väter. Diese

*) Gewöhnlich bringt man, sobald von schneidendem Undanke des Staates gegen ausgezeichnete Männer die Rede ist, den Republikanismus, als vorzüglich damit befleckt, zur Warnung hervor. Man vergleiche aber einmal was, wir wollen eine Menge alter und neuer Beispiele unberührt lassen, nur einmal im Mittelalter der neuern und neuesten Zeit das Benehmen der spanisch-portugiesischen Könige gegen ihre größten Helden, vom Cid und den Entdeckern der neuen Welt, bis zu Palafox, dem Vertheidiger von Saragossa, dem inepurabel erklärten Palafox, mit dem, was die Schweiz, die Hanse und die vereinigten Niederlande ihren großen Männern gethan. Anmerkung eines gebornen Republikaners.

Faktion verschwor sich insgeheim und rief den vertriebenen Coutinho zurück.

Er eilte, ihren Wünschen sich zu fügen; aber ein heftiger Sturm vereitelte die Rückkehr, und der Haß der Mehrzahl des Volkes vereinigte sich schnell mit den Elementen, des Drängers für immer sich zu entledigen. Auf die Insel Itaparica geworfen, fiel er den wüthenden Horden, welche auf ihn lauerten, in die Hände und wurde mit all' seinem Volke erschlagen. Der edle Alvarez allein entging dem allgemeinen Blutbad und ward von den Eingebornen aufs neue mit Jubel aufgenommen.

Als die Kunde von dem Geschick Coutinhos nach Europa gekommen, überdachte der König Dom João die hohe Wichtigkeit der Capitanerie San Salvador mehr, als zuvor. Er beschloß hier eine Hauptniederlage gründen zu lassen und durch Erbauung einer Stadt den verschiedenen Pflanzungen in Brasilien einen Stütz- und Mittelpunkt zu geben. Dem zufolge ward eine neue Flotte ausgerüstet und theils mit freiwilligem Kriegs- und Seevolk, theils mit Verbrechern, denen man hiedurch Gnade angedieh, bemannt. Verschiedene, adeliche sowohl als bürgerliche, Familien, welche ihr Glück zu gründen oder das Verlorne herzustellen gedachten, nahmen Theil an der Fahrt. Dom Thomé de Souza erhielt, als künftiger General-Gouverneur den Oberbefehl. Diesem sollten fortan nicht nur die oberwähnte, sondern auch alle übrigen Landschaften unterthan seyn. Die übertriebenen Vorrechte der Sennors und Pflanzer wurden, durch einen weisen Rathschlag des Königs, theils aufgehoben, theils be-

schränkt. Damit hoffte man den Colonial-Anstrengungen mehr Einheit und Bestand und gegen den Uebermuth und die Unvorsicht einzelner Befehlshaber vorkehrende Maßregeln gegeben zu haben.

Der Erfolg entsprach den Erwartungen. Der neue Statthalter, verständiger und besonnener als sein Vorgänger, setzte sich mit Alvarez, der noch unter den Tupinambas verweilte, in freundschaftliches Einverständniß. Dasselbe war für die Colonisten von größter Wichtigkeit, weil dadurch die bereits aufs äußerste erbitterten Gemüther der Eingebornen wieder besänftigt wurden.

Bald wurde nun der Grund zur besprochenen Stadt gelegt, jedoch nicht in der glücklichsten Lage und ohne Plan und Einsicht. Einige Meilen weiter in die Bucht hinein, und alles würde ein besseres Aussehen gewonnen haben. Souza's Eifer und Alvarez's Patriotismus besiegten, so viel möglich, alle Schwierigkeiten und die arglosen Tupinambas unterstützten auf jegliche Weise das Unternehmen der fremden Gäste, nicht ahnend, daß sie an der Zwing arbeiteten, daraus ihre Tyrannen und Mörder einst hervorgehen sollten.

Das gute Vernehmen zwischen Europäern und Eingebornen wurde zuerst durch den unvorsichtigen Streit eines Portugiesen mit einem Tupinambas gestört. Der Erstere fiel, getödtet. Der Stamm, zu dem er gehörte, erschrack dieser That und lieferte den Mörder aus. Aber von nun an herrschte zwischen beiden Theilen großes Mistrauen. Die Mehrzahl der Portugiesen wünschte sich wohl gar mehrere solcher Anlässe, um wür-

gend und raubend über die heidnischen Barbaren herfallen zu können (1550).

Zu allem Unglück mußten nun auch Jesuiten sich nähern, indem überall, wo die Fackel des Mordes, der Zwietracht und des Fanatismus loderte, dies Assassinengeschlecht *) der neuern Zeit an der Spitze, oder sonst doch besonders thätig war. Wie in Japan, Indien und China mischten sie sich, mit zudringlichem Bekehrungseifer und zugleich mit feiner Speculation für das Interesse ihres Ordens und der Hierarchie, in das innere Leben des Volkes und gedachten für die alten Götzen ihm ihre Heiligen aufzuzwingen **). Ihre Deklamationen gegen die Menschenopfer, in der ganzen Sache das Beste und das Alleinwohlthätige für die Menschheit, reizten zuerst zum Grimme, besonders nachdem einer der dem Tode geweihten Gefangenen durch sie entführt worden war. Die Tupinambas schworen, die Altäre der

*) Seit der geniale und gelehrte Joseph von Hammer die genaue Uebereinstimmung der Lehre und der Geschichte der Assassinen und der Jesuiten siegreich dargethan hat, ist es erlaubt, obigen Namen in buchstäblich wahrem Sinne, nicht blos als Vergleichungs-Hyperbel, zu gebrauchen. Anmerkung eines aufgeklärten Katholiken.

**) Die Namen der mit Th. de Souza eingeschifften Jünger Loyolas waren: Juan d'Aspiculcunta, Antonio Pireo, Leonardo Nunez, Diego de St. Jago, Vincenz, Rodriguez, Manoel Nobrega.

Wie soll ich — antwortete ein Eingeborner eines Tages einem der bekehrungssüchtigen Pater — wie soll ich meinen alten Glauben an einen neuen geben, der diejenigen, die ihn bekennen, nicht besser gemacht hat, als ich bin. Clade. I. 39.

Götter und die Gesetze des Landes an den Entweihern derselben zu rächen.

Leider unterlagen sie meist den gewandtern Künsten der Europäer, und die Jesuiten, bald als Rächer des erzürnten Christengottes, bald als väterliche Leiter einer verirrten Nation *), setzten ihre Bekehrungsgeschäfte fort und erwarben sich abwechselnd bald den Haß, bald die Dankbarkeit derselben. Immer mehr und mehr in den alterlichen Bräuchen und Sitten beschränkt, zog die Mehrzahl es vor, neue Einöden aufzusuchen, um ja nur nicht zur europäischen Lebensweise gezwungen zu werden. Von dem Reste, welcher zu letzterer sich bequemte und in der Colonie San Salvador zurückblieb, stammen die heut zu Tage noch daselbst vorhandenen Mestizen ab.

Der gute Geist, welcher im Beginne der Verwaltung Don Thomas de Souzas geherrscht,

*) Die frommen Väter entsetzten sich, als einst ein Tupinambas, der die Gabe Wunder zu wirken, trotz einem Jesuiterheiligen, geltend machte, einem von ihnen, auf die Frage — ob er solche durch die Kraft des guten oder des bösen Geistes verrichte? — geradezu antwortete: „Ich selbst bin Gott und mit Gott verwandt. Der Gott, welcher im Himmel regiert, ist mein großer Freund; er theilt sich mir mit; er offenbart sich meinen Augen in Mitte der Wolken, durch Blitz und Donner.“ Clade. II. S. 40. Hätte der Tupinambas solches in unsern Tagen gesprochen, würden die Quotidienne und der Herr von Haller ihn ohne Zweifel als Glied der großen Verschwörung zu Umsturz der Throne und Altäre bezeichnen, welche allein jetzt noch durch Don Miguel und Don Carlos Grundsätze und Systeme zu retten sind.

nahm nach und nach in bedeutendem Grade ab. Der Geiz, die Grausamkeit und die Wollust, die Glaubenstyrannei und alle europäischen Lieblingslaster jener Zeit bemächtigten sich nach und nach der Portugiesen. Weiber und Töchter wurden oft den Eingebornen gewaltsam entrissen; Männer und Brüder zu Sklaven gemacht. Statt das erste Lebenselement jedes Staates, zumal eines neugegründeten, den Ackerbau, sorgfältig zu pflegen, lechzten sie nur nach den Diamanten und Goldkörnern der brennenden Wüsten. Dadurch litt die Bevölkerung wie die Sittlichkeit des Volkes, ohne daß für so große Opfer die Nation in der Hauptsache ein denselben entsprechendes Resultat gewonnen hätte.

Dom Souza, dessen besonnene und wohlwollende Plane in mehr als einer Beziehung durch Leidenschaften und Ränke durchkreuzt wurden, sehnte sich im vierten Jahre bereits nach Abberufung von seinem kritischen Posten. Sein Wunsch ward ihm gewährt und Don Duarte da Costa zu seinem Nachfolger bestimmt (1552). Eine Rotte Jesuiten begleitete ihn, voll ehrgeiziger Projekte für Ausbreitung der Ordensmacht. Da Costa, ein energischer und wohlunterrichteter Mann, durchschaute sie noch während der Reise. Er beschloß ihren Entwürfen muthvoll, im Interesse der Krone entgegen zu treten. Die ehrwürdigen Väter, als sie in den meisten Unternehmen, welche mit diesem letztern nicht verträglich schienen, sich gehemmt sahen, beschlossen der verhaßten Aufsicht des Oberstatthalters sich zu entziehen und wanderten dem äußersten Süden des Landes zu, bis zur Ebene Piratininga. Hier bauten sie sich Hütten und

begannen in der That, auf eigene Rechnung, die Urbarmachung und Civilisirung eines ungeheuern Striches auf eine Weise, die ihrem Genie Ehre machte und ihren Namen noch unsterblicher hinterlassen haben würde, wäre das Werk ihres Geistes und ihrer Hände mit weniger Berechnung für das Interesse einer gegen alle Staaten feindseligen Kaste, als für Grundsätze der Religion und der Humanität zu Stande gebracht worden.

Bereits ist der berühmten Jesuiter-Colonie von Paraguay in der Geschichte von Portugal Erwähnung geschehen: der Verlauf der Begebenheiten wird uns alsbald noch einmal dahin zurückführen; und noch umständlicher wird in der Geschichte dieser theokratischen Republik Francia's das kühne Werk mönchischer Politik, mit all seinen Licht- und Schattenseiten, geschildert werden.

Fünftes Kapitel.

Der Franzosen Ansiedlung und Schicksale auf dem Festlande Brasilien.

Beinahe alle unbefangenen Geschichtschreiber neuerer Zeit drücken ihr Erstaunen über das Uebermaß von Naivität aus, mit welchem ein Bischof von Rom, Länder eines neuen Welttheils, von denen er kaum erst reden gehört, unter die von ihm begünstigten Könige vertheilte. Auch wir haben in der Geschichte von Portugal der be-

rühmten Linie erwähnt, welche dieser Priester auf der Erdkugel gezogen und durch welche Nord- und Südamerika an Spanien und Portugal verschenkt worden sind. Alle übrigen seefahrenden Fürsten und Staaten fühlten mit dieser voreiligen und ausschließenden Theilung sich schlecht zufrieden. Doch hielten den einen Theil übermächtige Ereignisse, den andern die wahren oder erheuchelten Gefühle der Ehrfurcht vor dem heiligen Stuhle für dermal noch von kräftiger Einsprache gegen die Anmaßung des Papstes zurück. Die Hierarchie und der Despotismus bedurften zu diesen Tagen bei der Menge gemeinschaftlicher Feinde, einander wechselseitig allzusehr.

In Europa gab es jedoch um dieselbe Zeit bereits eine große Zahl von Menschen, welche von der Tyrannei des römischen Stuhles sich losgerissen hatten und weder um die geographischen Verfügungen noch um die wider den Uebertreter verhängten Drohungen desselben sich bekümmerten. Viele Protestanten in Frankreich, welche um ihres Glaubens willen damals auf das heftigste verfolgt wurden, vertrauten dem Glückstein eines Landsmannes Villegagnon, welcher mit großem Ehrgeiz und kühnem Unternehmungsgeist in hohem Grade die Gabe vereinigte, Menschen an sich zu fesseln und aus den Umständen jeden möglichen Gewinn zu ziehen. Er war anfänglich ein Schützling des edlen Admirals von Coligny, welcher in seiner großartigen Gesinnung die tiefe Heuchelei eines Abenteurers nicht ahnete, welcher sein Genie und seine Grundsätze an den Meistbietenden zu verkaufen schon damals entschlossen war (1555).

Villegagnon erkannte auf den ersten Augen-

blick die vortheilhafte Lage von Rio=Janeiro zu Anlegung einer neuen Colonie. Er erhielt Unterstützung und dadurch, daß er Verfolgten ein Asyl gegen den Fanatismus zeigte, bestimmte er eine Menge hugenotischer Franzosen zur Auswanderung nach jenen Weltgegenden. Die Colonie blühete rasch. Plötzlich änderte der Verräther die Sprache und nahm selbst den Charakter eines Verfolgers an. Die Flüche der Betrogenen und die Verachtung ihrer im Mutterlande gebliebenen Glaubensgenossen, gaben ihm, als er bald nach einer Heimreise, auf seinem Schlosse starb, den schimpflichen Beinamen des „Kains von Amerika" (1557).

Die Treulosigkeit des Gründers allein verhinderte das Wachsthum einer mächtigen und furchtbaren Franzosencolonie in Brasilien. Alle übrigen, durch Villegagnon getroffenen Anstalten zeugten von Verstand und Einsicht. Um so mehr war dieses Menschen Verblendung oder Böswilligkeit zu beklagen.

Sorglos hatte die portugiesische Regierung die Ankunft und Ansiedlung von Fremden auf jenem Boden mit angesehen, welchen doch der Papst ausschließlich ihnen zum Geschenk gemacht hatte. Mehrere Jahre lang betrachteten sie das Heranblühen der neuen Pflanzung in Rio und den Reichthum der eingewanderten Franzosen mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit, bis der Spürsinn ihrer Jesuiten alle Nachtheile und Gefahren aus solcher Nachbarschaft und Theilnahme auseinander setzte. Es ward demnach gegen die Franzosen Angriff beschlossen. Ein berüchtigter Jesuit, No=

brega, war die Seele dieser kriegerischen Bewegung.

Die Franzosen wehrten sich mit vielem Muthe, und, in das Fort zurückgedrängt, vorzüglich in diesem mit Verzweiflung. Die Uebermacht gewann jedoch endlich den Sieg. Das Fort wurde erstürmt; die Franzosen flüchteten sich theis nach dem Festlande, theils auf ihre Schiffe. Diese Vorfälle entschieden über die wichtige Frage: ob das goldreiche Land den Portugiesen eigenthümlich verbleiben oder der französischen Nation zufallen sollte. Ohne Villegagnons späteres Benehmen und des Hofes unduldsames System hätte sie sich mit geringer Anstrengung, zweifelsohne zum Vortheil dieses letztern entschieden (1560).

Nach Vertreibung der Franzosen, welche gleichwohl im Besitze der Rhede verblieben und an den Tupinambas, ihren Verbündeten, einen Stützpunkt fanden, bedrohete ein Einbruch der wilden und streitbaren Aymores die Niederlassungen der Portugiesen mit nicht minderer Gefahr. Wie ein Waldstrom ergossen sie sich aus dem Innern des Landes hervor, auf die Bewohner der Küste und erfüllten alles zwischen Rio-Janeiro und San Salvador mit Mord und Verwüstung. Erst nach einiger Zeit und mit großer Mühe gelang es Mem de Sa, dem neuen Statthalter, die Nation zurückzuwerfen. Doch endigte der Kampf erst mit Vertilgung der Mehrzahl derselben und er hatte dem Könige von Portugal und den Colonisten theure Opfer gekostet.

Sechstes Kapitel.

Der Franzosen vollständige Vertreibung aus dem Lande Brasilien.

Nachdem die französischen Ansiedler, durch den Fall ihres Fortes zu Rio-Janeiro, des vorzüglichsten Stützpunktes beraubt und zur Flucht nach den Niederlassungen der Eingebornen gezwungen worden, suchten sie, ihres Drängers Villegagnon nun ledig, durch gutes Verständniß mit jenen Letztern sich im Lande ferner noch zu halten. Eine strenge Verwaltung und gewissenhafte Beobachtung der beschwornen Verträge hatten gute Erinnerungen bei den Wilden zurückgelassen, und beide Theile vereinigten sich gegen die gemeinschaftlichen Feinde mit ziemlicher Aufrichtigkeit.

Der Hof zu Lissabon fühlte, wie zu erwarten war, nicht geringe Besorgnisse über die fortwährende Anwesenheit von Franzosen in der Colonie. Eustach de Sà erhielt demnach den Auftrag, derselben mittelst einer neuen Expedition für immer ein Ende zu machen. Unterstützt von seinem Oheim, dem bisherigen General-Gouverneur Mem de Sà, und noch wirksamer von dem unermüdlich thätigen Jesuiten Nobrega, gelang derselbe größtentheils, jedoch erst nach Jahresfrist. Die streitbaren Tamoyos nahmen

kräftig sich der verfolgten Freunde an; Eustach de Sà selbst verblutete an erhaltenen Wunden und erst seinem Neffen, Correa Salvador de Sà, wurde die Ehre, den Rest der Franzosen vollends zur Einschiffung gezwungen zu haben. Sie flüchteten vor ihm auf wenigen Fahrzeugen gen Pernambuko. Aber der dortige Befehlshaber wehrte die Landung, und so mußte denn doch die Heimfahrt nach Europa angetreten werden (1565). Ein fünf Jahre darauf gewagter neuer Landungsversuch scheiterte, ohnerachtet der Mitwirkung der Eingebornen, ebenfalls. Solchen Ausgang hatte das Unternehmen Villegagnons, welches, wären die Gesinnungen des Urhebers eben so gerecht, als weise die ersten Maßregeln desselben, gewesen, für die Geschichte des europäischen Colonialsystems von unzuberechnenden Folgen geworden seyn würde.

Die verlassenen Pflanzungen der Franzosen wurden nunmehr von den Portugiesen in Besitz genommen. In Rio-Janeiro, bisher unter dem Namen St. Sebastian bekannt, schlug Correa de Sà seine Residenz auf, und befleckte gleich die ersten Jahre seiner Statthalterschaft durch die feige Hinrichtung des Jean Boles, eines zurückgebliebenen, durch Geist und Kenntnisse ausgezeichneten Calvinisten, und zwar geschah dieser Mord erst, nachdem man den Unglücklichen lange vorher im Gefängnisse herumgeschleppt hatte.

Die Jesuiten, von Zeit zu Zeit nur die Paulisten, ihre Nachbarn und Nebenbuhler, in ehrgeizigen Plänen durchkreuzt, waren sofort diejenigen, welche am genauesten den unermesse-

nen Reichthum einsahen, den das Land Brasilien in sich verschloß. Sie verstanden ihn auch besser, als der Hof selbst zu benutzen, und, indem sie alles für diesen letztern allein zu thun sich die Miene gaben, arbeiteten sie redlich für ihren Orden. Verschiedene, bisher noch unbesiegte Männer wurden, besonders durch ihre missionarischen Künste, zu Paaren getrieben. In diese Zeit (1570), fällt daher auch der Anfang ihrer theokratischen Republik, mit der sie seit längerer Zeit schwanger gingen. Die meisten Projekte gediehen trefflich; desto unglücklicher aber war die Mission von neun und sechzig Jesuiten aus Lissabon, welche mit einer sehr ansehnlichen Flotille nach Brasilien steuerten, voll Sehnsucht, neue Seelen und Länder zu gewinnen. Sie fielen einem der wüthendsten calvinistischen Parteigänger, dem normännischen Korsaren Jacques Sores in die Hände, welcher, tief empört durch das schauervolle Schicksal seiner Glaubensgenossen in Frankreich, allen Katholiken Rache und Tod geschworen. Sie wurden, bis auf einen Einzigen, welcher die düstere Mähr nach Rio = Janeiro überbringen sollte, getödtet. Der neue Statthalter, Luis de Vasconcellos selbst, welcher Mem de Sà abzulösen gekommen war, fand sein Grab in den Wellen.

Bald nach dieser Begebenheit starben beide Hauptmänner der Colonie, der Jesuit Nobrega und Mem de Sà, beinahe zu gleicher Zeit. In Charakter und Richtung waren sie von einander wesentlich unterschieden; und während der geistvolle Priester blutige Eroberung sanftpflegender Kultur, gegen den Beruf seines Amtes, vorzog,

suchte der Staatsmann und Feldherr, auf besonnenern Wegen der Verwaltung die neugewonnenen Länderstriche und ihre Bewohner dem Mutterlande so nutzbar, als möglich, zu machen (1571).

Siebentes Kapitel.

Des Landes Brasilien Eintheilung in zwei Oberstatthalterschaften.

Mit dem Hinscheiden König Dom João's III. gingen viele Hoffnungen für Brasilien wiederum zu Grabe. Die vormundschaftliche Regierung Dom Sebastião's beschäftigte sich meistentheils mit Planen zur Erreichung eigennütziger Privatzwecke Einzelner mehr, als mit dem Ruhm und dem Vortheil der portugiesischen Nation. Statt der Eingebornen in einem bereits erworbenen Lande sich zu versichern und der überaus wichtigen Colonie nach Kräften zu pflegen, versplitterte man die Nationalkraft in unnützen Unternehmungen, wie z. B. dem unglücklichen Mohrenzuge, welcher Portugal so unheilbare Wunden gebracht hat.

In der Regierung Brasiliens selbst wurden um diese Zeit bedeutende Veränderungen vorgenommen. Da eines einzigen Mannes Wirksamkeit für einen so ungeheuern Länderstrich unzureichend schien, theilte man die Oberstatthalterschaft zwischen Zweien, und die Colonie selbst

in Nord und Süd ein. Der Laplatastrom bildete die Gränze. Das Generalcapitanitat über den erstern erhielt D. Luis de Britto, das über den letztern D. Antonio Salema. (1572). Rio-Janeiro und San Salvador waren die beiden Hauptstädte.

Bald nach dieser Verfügung des Hofes und nach Ankunft des Doctors Salema zu Rio-Janeiro, wurde die Ausrottung der zwei mächtigsten eingebornen Völkerschaften, der Tamoyo's und der Tupinambas, beschlossen. Ihre Verbindungen mit den Franzosen und die daraus immer noch drohenden Gefahren bestimmten diesen grausamen Entschluß. Er wurde durch den niederträchtigen Verrath einiger französischen Anführer unter den Tupinambas selbst, in seiner Vollstreckung erleichtert. Um das Leben zu retten, für welches sie, nach einem, von dem portugiesischen Statthalter errungenen Vortheile, zitterten, ließen sie Diejenigen, welche so arglos und beharrlich seither Gastfreundschaft, Vertrauen und Beistand ihnen gewährt hatten, feigerweise im Stiche und machten von der angebotenen Amnestie schimpflichen Gebrauch. Die Barbaren, wie man sie im Gegensatze zu Menschen, die solches thaten, zu nennen beliebt, sahen nunmehr dem an Künsten des Mordes ihnen weit überlegenen Feinde sich rettungslos, und zwar durch ihre eigenen Freunde, preisgegeben. Ein furchtbares Blutbad begann unter ihnen: man zählte über 8 bis 10,000 Opfer europäischer Treulosigkeit.

Nach dieser Katastrophe entschied sich der Ueberrest der beiden unglücklichen Nationen zur

Auswanderung von den Küstengegenden nordwärts nach unbekannten Einöden. An ihrer Spitze stand ein ehrwürdiger und verständiger Greis Japy Quassu. Sie schieden voll Grimm und Verachtung im Herzen gegen der weißen Christen zweideutiges Geschlecht (1573).

Nach vollbrachtem Blutwerke, widmete Salema sein Augenmerk der Verbesserung des Ackerbaues. Erfahrne und kühne Männer unternahmen fernere Streif- und Entdeckungspartien ins Innere des Landes, sowohl um für ihre Grausamkeit neue Völkerschaften, als Goldgruben für ihren Geiz aufzusuchen. Die wichtigen Minas-Geraes wurden entdeckt und D. Sebastiao Fernandez Tourinho, drang über den Rio Doce bis zum Jiquithinouba vor, auf welchem er wiederum in's Meer gelangte. Die Resultate seiner Fahrt schienen der Colonie die wichtigsten Vortheile zu verbürgen. Doch gewahrte man bald auch, wie sehr der Ruf und die Berichte der Reisenden in's Uebertriebene und Abenteuerliche gingen, und daß weder die Krystallberge in der Art, noch die Diamantengruben in der Zahl vorhanden waren, wie die geblendete Einbildungskraft oder die berechnende Erdichtung sie vorgemahlt hatten. Um diese Zeit geschah es, daß die zum Vortheil des Ganzen gemachte Anordnung in Betreff der Theilung des statthalterischen Regimentes von Brasilien, durch den Hof zu Lisboa zurückgenommen und das Generalgubernium über die ganze Colonie neuerdings einem Einzigen übertragen wurde. Dieser war D. Lourenço de Veiga, einer der letzten großen Männer, welche Portugal in dieser Pe-

riode des Wendepunktes seines zweihundertjährigen Ruhmes aufzuweisen hatte.

Die Tage des Unglücks brachen nun ein über das Reich Portugal. König Sebastians Niederlage und Verschwinden in der Maurenschlacht; die stürmische Regierung D. Antonio's; die Intriguen der Thronfolge; Spaniens Usurpation. Der letzte Sturm erst erfaßte auch die Colonie. Bis zum Untergange der portugiesischen Selbstständigkeit war Brasilien fortwährend in dem alten Zustande geblieben.

Achtes Kapitel.

Des Landes Brasilien Schicksale unter spanischem Joche.

Nachdem Brasilien das Schicksal des Mutterlandes getheilt und dem Könige Don Felipo II. von Spanien gehuldigt hatte, wurde anfänglich in den Verwaltungsmaßregeln desselben manche Abweichung von dem herrschenden politischen Systeme zugegeben. Gegen die Franzosen, welche, durch das frühere Unglück keineswegs abgeschreckt, von Zeit zu Zeit ihre Unternehmungen wiederholten, schützte man sich siegreich, und Flores de Valdes, da vorgerücktes Alter die geistigen Kräfte des Oberstatthalters Baretto gelähmt, ließ sie die in der Capitanerie Parahyba angerichteten Verwüstungen durch eine blutige Niederlage theuer bezahlen (1583).

Weniger feindlich war man gegen die Engländer gesinnt. Obgleich Protestanten, waren sie dennoch mit ihrem Handel der Colonie sehr vortheilhaft und wichtig. Es herrschte demnach eine Art frostiger Freundschaft und stillschweigender Uebereinkunft, durch gemeinsames Interesse so lange aufrecht erhalten, bis der Fanatismus auch hier störend dazwischen trat. Es kam nach und nach zu förmlichem Kampfe, dessen Anfang jedoch von wenig erheblichen Resultaten für irgend eine Partei begleitet wurde. Die Züge der Engländer, meist von gewinnsüchtigen Abenteurern geleitet, waren weniger in der Absicht unternommen, bleibende Niederlassungen zu gründen, als in den vorgefundenen zu plündern und erlittene Beleidigungen zu rächen. Die berühmtesten Anführer dieser Raubzüge waren Cavendish und Lancaster. Letzterer brachte aus Pernambuko, dessen sämmtliche Oertlichkeiten ihm nur allzugut bekannt waren, nach gräulicher Verwüstung des schönen Landes, unermessene Beute nach England heim (1591).

Schädlicher, als selbst diese Angriffe brittischer Freibeuter soll die unzeitige Zurückhaltung des Königs von Spanien gegen einen Abkömmling Alvarez Correa's gewesen seyn. Gegen ein unbedeutendes Adelsdiplom, welches die Eitelkeit des Mannes gleichwohl begehrlich nachgesucht, verhieß derselbe die Entdeckung einer ungemein ergiebigen Silbergrube. Der Hof, welcher das Geheimniß für sich zu benutzen suchte, schlug gleichwohl, unklug genug, dasjenige ab, was so leicht zu gewähren war und hundert Unwürdigern vor und nach nur allzufreigebig bewilligt worden

war. Der entrüstete Bittsteller nahm, der Behauptung nach, sein Geheimniß mit in's Grab, und alle später angestellten Versuche, in den Besitz des wichtigen Fundes zu kommen, waren vergeblich (1586).

Die Geschichte der Statthalterschaft D. Pedro Botelho's, welcher Francisco de Sousa ersetzt hatte, zeichnete sich durch neue Thaten der Niederträchtigkeit und Grausamkeit aus, wodurch die Portugiesen in den Verhältnissen zu den Eingebornen ihren Namen brandmarkten. Der unersättliche Durst nach Gold und Schätzen gab zu mehrern neuen Streifzügen in's Innere Veranlassung (1602). Man stieß auf die Nation der Tapuya's, welche von der Meeresküste durch die Vorfahren der Entdecker vertrieben; in den Gebirgen von Ipiapaba Zufluchtstätten und Wohnungen gefunden hatten. Alsbald rüstete man sich zur Ausrottung der Unglücklichen. Vergebens leiteten einige erfahrne und muthige Franzosen den Widerstand derselben; vergebens ward ein Vertrag unter Vermittlung jener Erstern geschlossen und dem Reste des Volkes Sicherheit, gegen Unterwerfung, eidlich verbürgt. Die Portugiesen vergaßen die heiligsten Schwüre und alle, welche mit den Waffen in der Hand gefunden worden, wurden schonungslos als Sklaven verkauft. Des Hofes zu Madrid vermittelnde Anordnungen beachtete man entweder gar nicht oder umging sie listig; und die Jesuiten halfen mit ihrer zudringlichen Bekehrungswuth die Leiden des verfolgten Geschlechtes noch vermehren. Wehe daher jedem Missionär, welcher mit Katechismus

oder Rosenkranz versehen, in der Niederlassung eines Tapuya's getroffen wurde; martervoller Tod war sein Loos! Viele auch kamen in den Schauern der Wildnisse und durch die Mühsale des Weges um.

Nach Vernichtung des größten Theils der Tapuya's, kam die Reihe an die Pitagoares. Man gebrauchte zuerst ihrer Dienste gegen die Aymores; sodann wurden auch sie sämmtlich zu Sklaven gemacht. Letztgenannte Nation allein flößte fortwährend den Europäern Achtung und Furcht ein. Sie störte durch ihre wilden Angriffe und Raubzüge alle Sicherheit der Colonie zwischen San Salvador und Rio-Janeiro. Man trachtete auf alle Weise durch Vergleich und List sie der Kultur zu gewinnen, nachdem ihre Ausrottung durch Gewalt nicht so leicht möglich gewesen war. Die Ueberredungskünste einer Frau aus der Mitte der Nation, welche in ihrer Gefangenschaft von den Portugiesen sehr milde behandelt worden war, und die frommen Lehren des Jesuiten Rodriguez führten zum gewünschten Ziele. Der Grund zu einer gesellschaftlichen Ordnung, im Sinne der Europäer, wurde gelegt, und die Eingebornen schienen Behagen an dem neuen Zustand der Dinge zu finden, als anstekende Seuchen plötzlich den Neubekehrten sich mittheilten und einen großen Theil der Nation dahin rafften. Die Uebriggebliebenen kehrten, scheu vor den Europäern, ihrem Gotte und ihrer Kultur, voll unüberwindlicher Sehnsucht in die verlassenen Wälder zurück. Die Botocoudos, wie oben schon bemerkt wurde, sind die Enkel

dieser Aymores und erregen durch ihre Schicksale in der That bei jedem Forscher brasilischer Geschichten großes Interesse (1603).

Neuntes Kapitel.

Der Franzosen erneuerte Versuche auf Brasilien.

Bei weitem der größere Theil der Küsten Brasiliens gehorchte allmählig den Portugiesen. Dennoch fanden sich, und zwar auf derjenigen Seite, welche von der Aequinoktial-Linie am weitesten entfernt ist, sehr fruchtbare Theile, die ihr Fuß noch immer nicht berührt hatte, auch auf diese und die ungemeinen, aus ihrem Besitz entspringenden Vortheile, mußten zuerst die Franzosen sie aufmerksam machen. Eine Abtheilung abenteuernder Pflanzer aus der Mitte dieser Nation fand auf der Insel Maranham einen Theil der noch geretteten Tupinambas, ihrer alten Verbündeten wieder. Der Rest dieses unglücklichen Volkes war nach der großen Katastrophe, die es erlitten, nach den Gegenden am Amazonenfluß gezogen.

Jene Insel, welche 12 — 15 Meilen in das Festland sich hineinzieht und von demselben durch zwei Flüsse getrennt ist, gewährte die vortheilhafteste Lage gegen äußern Angriff, und, ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit wegen, zugleich die segensreichsten Hoffnungen für ihren Anbau. Die Einverständnisse, welche man mit den Ein-

gebornen insgeheim anknüpfte, schienen das Unternehmen bedeutend zu erleichtern. Die französische Regierung gab übrigens zu demselben keinen weitern Beistand, als unbedingte Ermächtigung, alles das zu thun, was sie niemals hätte verhindern können.

Die Herren de la Ravardière, de Rasilly und de Harley standen an der Spitze des Zuges. Einige Kapuziner begleiteten ihn, damit das Ganze das Ansehen eines Bekehrungszuges, im Interesse des katholischen Glaubens, erhalte. Mehrere der Anführer und der übrigen Pflanzer jedoch, gehörten dem reformirten Bekenntniß an. Gleichviel. Man verhieß und beobachtete unter sich wechselseitige Duldung. Der erste Gott der Welt, der Eigennutz, hielt dies Verhältniß in der That aufrecht, und die Niederlassung wurde eben so friedlich begründet, als die Fahrt vor sich gegangen war. Ein Fort erhob sich, die neue Colonie zu schützen. Die Bande der Freundschaft mit den Eingebornen wurden fest geknüpft; und als der Bedürfnisse des kleinen Gemeinwesens allmählig mehrere und dringendere geworden, beschloß man Rasilly nach Europa, zu Erwerbung neuer Hülfe zurückzuschicken, während La Ravardière die Leitung der Angelegenheiten des Innern beibehielt (1612).

Derselbe wendete Zeit und Amt auf das Zweckmäßigste und Tüchtigste an. Aber die Portugiesen kamen der jugendlichen Pflanzung bald wieder auf die Spur und rüsteten sich, die drohende Gefahr mit Macht abzuwenden. D. Jeronymo de Albuquerque, ein Nachkömm-

ling des großen Eroberers von Ostindien, hatte nämlich den Oberbefehl über eine Expedition erhalten, welche die noch unbekannten Nordgegenden in Augenschein zu nehmen, beauftragt war. Kaum hatte man einen Theil dieses Zweckes erreicht und das Hauptaugenmerk auf Para gerichtet; als die Niederlassung der Franzosen und ihr Verhältniß zu den Tupinambas bekannter, und die Portugiesen mit großen Besorgnissen erfüllt wurden (1613). Die Eroberung von Maranham schien somit das nächste und wichtigste Ziel ihrer ganzen Thätigkeit, bevor der Feind an Kräften gewinne.

La Ravardière leistete muthigen Widerstand; aber sein Herz wurde dennoch durch geheime Nachrichten von des Pariser Hofes Undank gegen ihn, (den Hugenotten) und der nahen Ankunft seines Nachfolgers in der Oberbefehlshaberstelle gebrochen. Er bot dem portugiesischen Anführer, welcher eben so sehr durch Hungersnoth in seinem kleinen Lager, als durch der Franzosen mörderische Ausfälle gelitten hatte, mit vielem Edelmuth einen Waffenstillstand an. Im Verlaufe desselben kamen D. Albuquerque Verstärkungen zu. Dieser setzte nun härtere Bedingungen des Friedens, als er früher wohl bewilligt. Dessen ungeachtet wurde eine Uebereinkunft geschlossen. Einzelnen Franzosen gestattete man auch ferner Wohnsitze im Lande, gegen Bürgschaft für ihr Wohlverhalten. Die übrigen schifften sich nach der Heimath ein.

Ungefähr zwei Jahre darauf wurde durch Caldeira die Stadt Belem erbaut und eine bisher vernachlässigte Seite des Landes eifrig an-

gebaut. Sie erregte das Augenmerk der industriösen Holländer. Bald richtete sich ein Hauptzweig ihres Handels dahin und sie versuchten, durch das Beispiel der Franzosen keineswegs abgeschreckt, ebenfalls eine Niederlassung. Allein die Portugiesen gedachten, den noch gefährlichern Gegner, als jene, noch weniger aufkommen zu lassen. Sie fielen mit Uebermacht über sie her, zerstörten ihr Geschütz und zwangen die kleine Colonie zur Einschiffung (1616).

Ueberaus traurig war während und nach diesen Ereignissen das Loos der Eingebornen. Jederzeit geriethen sie zwischen zwei Feuer, und Freund- und Feindschaft mit der einen und der andern Partei, gerieth meist ihnen zum größten Verderben. Auf jegliche Weise verrathen, minderte sich von Jahr zu Jahr ihre Zahl, durch verrätherische Ueberfälle nicht minder, als durch offene Kämpfe.

Aber auch die Europäer auf Maranham empfanden lange keinen Segen mehr in ihren Dingen. Der Parteihaß und der Eigennutz entfachten unter ihnen selbst die Glut der Zwietracht und bürgerlichen Krieges. Der Hof fand sich deshalb, zu Rettung des Ganzen, in die Nothwendigkeit versetzt, aus Maranham einen von Brasilien unabhängigen Staat zu schaffen *). Derselbe erhielt D. Francisco Coelho de Carvalho, als ersten Statthalter (1624).

Aber nun fodern die wichtigen Ereignisse, welche in Folge des bereits erfolgten Ueberzugs

*) Estado do Maranham.

von Brasilien durch die Holländer, sich ergeben, zu ausführlicherer Schilderung der Details uns auf, als bei den meisten der bisher erzählten Vorfälle uns nöthig geschienen. Ein blutiger Kampf, welcher Spanien und Portugal mit dem völligen Verluste der kostbaren Colonie bedroht, entwickelt sich auf dieser Seite der neuen Welt, als eine der großen Schwingungen des unsterblichen Freiheitskrieges der Niederländer, welcher so viele weltgeschichtliche Veränderungen bewirkt hat.

Zehntes Kapitel.

Der Holländer Einbruch in Brasilien.

Wir haben so eben des vorläufigen Versuches einer kleinen Zahl von Holländern gedacht, auf Brasilien eine Niederlassung zu gründen, so wie des schnellen Rückzuges derselben vor der Uebermacht, die ihnen Vernichtung drohte. Der Plan wurde bald wiederum von dem gleich industriösen als kampflustigen Volke aufgegriffen, und das bisher Geschehene war daher blos als Erkundung des Terrains anzusehen.

Die Gefreitheiten der kräftig heranblühenden ostindischen Compagnie wurden von den Generalstaaten ansehnlich gemehrt und eben so auch die Streitkräfte zu Land und zur See. So erhielten sie noch im Jahr 1622 neuerdings drei große, mit 600 Soldaten bemannte Schiffe,

auf welche die Republik nicht geringe Hoffnungen baute.

Der Kriegsplan der holländischen Compagnie war gleich im Anfang ihres Entstehens ein dreifacher geworden. Einerseits sollten die Portugiesen aus Brasilien getrieben werden; auf einer andern Seite wollte man den Spaniern die Goldminen Peru's entreißen; und auf einer dritten, an der portugiesischen wie an der gallizischen Küste eine Landung unternehmen. Die Ausführung des ersten Planes wurde dem Capitän Willekens, die des zweiten Jacques l'Hermite, die des dritten aber Leonard Frantzen übertragen.

Im Jahr 1624 kreuzte der tapfere Willekens bereits an den brasilischen Küsten, nicht ohne vorher allerlei Einverständnisse mit einem Theil der Einwohner gepflogen zu haben. Das Handels-Interesse war um diese Zeit das vorherrschende in der Colonie. Ihm huldigten nicht nur Große und Kaufleute, die Eigenthümer großer Besitzungen, sondern auch Priester und Soldaten. Kein Wunder, wenn daher der Nationalstolz und der Glaubenshaß bei dem Gedanken größeren Vortheiles im Verkehr mit den protestantischen Republikanern über vieles sich beruhigten; überdies mochte der Haß gegen die kühnen und gewerbsamen Niederländer kaum stärker seyn, als der gegen die Unterdrücker der Nationalunabhängigkeit, gegen die stolzen und raubgierigen Spanier.

Als demnach Willekens in der Bucht Allerheiligen erschien, beeilten sich die Bewohner mehr, ihre besten Sachen zu verbergen, als zu mann-

hafter Vertheidigung sich zu rüsten. Bald ergab sich die große und reiche Stadt San Salvador, damals der Sitz eines Parlamentes und eines Erzbischofs. — Willekens fand die Thore offen und die Portugiesen größtentheils ausgezogen. Die benachbarten Forts warteten keine Belagerung erst ab, sondern ahmten dies Beispiel von Feigheit nach. Man sendete den Vicekönig Dom Diego de Mendoza und seinen Sohn gefangen nach Holland. Die Kaufmannsgüter wurden jetzt sorgfältig gesondert, um der Compagnie genaue Rechnung davon geben zu können. Darauf überließ Willekens die Stadt der Plünderung, zur Entschädigung für seine Soldaten. Van Dort wurde zum Befehlshaber des Platzes ernannt. Nicht lange, so glückte es ihm, acht spanische Schiffe zu kapern, die noch im Hafen sich befanden; die ganze Mannschaft wurde durch einen kühnen Streich mitgefangen genommen. Während der Vicekönig eine beispiellose Schlaffheit an den Tag gegeben, hatte der Erzbischof, D. Miguel Texeira, an der Spitze seines Kapitels, desto energischer sich erzeigt. Als aber von ihm wider die Macht der Umstände nutzlos angekämpft worden war, zog er sich mit seinen Getreuen in guter Ordnung in ein benachbartes Fort zurück und beunruhigte von demselben aus die Holländer noch sehr oft. Dieselben hatten jedoch unermeßliche Beute gemacht, und binnen kurzer Zeit fiel die ganze Capitanerie und die Provinz, somit der bevölkertste und größte Theil der Gesammtcolonie, in ihre Gewalt.

Die Nachricht von dem ungeheuern Verluste war für alle Portugiesen ein wahrer Donner-

schlag, und wurde durchgängig auf das schmerzlichste empfunden. Man klagte laut die treulose Politik der spanischen Minister an, welche dem Feinde den Gewinn so leicht gemacht; und man war überzeugt, daß das Cabinet von Madrid halb und halb sogar Vergnügen über das Ereigniß empfinde. Der Besitz großer Reichthümer hielt das Nationalgefühl in den unterdrückten Portugiesen immer noch einigermaßen aufrecht. Die gänzliche Verarmung erst sicherte Spanien die moralische Unterwerfung der Lusitanen. Zu diesem Ziele, glaubten sie, würde nun ohne Zweifel die Einbuße des bessern Theils der amerikanischen Colonie, und der großen und vielen Besitzthümer darin, führen, und so tröstete sich die politische Machiavellistik gar bald über den Triumph des Todfeindes, so schmerzhaft der spanischen Hoffarth immerhin ein solcher Hauptschlag seyn mußte, da jede Trophäe dieser Art auch zugleich die Macht und das Ansehen der batavischen Republik in der öffentlichen Meinung befestigte.

Der König war jedoch von ganz andern Gefühlen bewegt, als seine Minister. Eigenhändig schrieb er an viele Granden Portugals, besonders an diejenigen, welche bei der Sache am meisten eingebüßt. Er tröstete sie freundlich und suchte ihren Muth und ihre Hoffnungen bestmöglichst aufzurichten. Es war eines der wenigen Male, daß er als Vater mehr, denn als König zu seinen Unterthanen redete. Das Benehmen und die Kunstgriffe der Minister schienen freilich alle diese Aeußerungen zarter Sorge bald wieder unnütz zu machen. Doch erwachte, angeregt durch sie, in den Portugiesen eine Art Neigung zu ih-

rem Herrn, und der Gedanke kräftigen Widerstandes sowohl gegen die fernern Unternehmungen ihrer Feinde, als auch des Kampfes für Wiedergewinnung des Entrissenen. Es wurde nun zur Ehrensache für Alle. Man rüstete also eine Flotte von 26 Schiffen aus, zu welcher der ganze Adel, je nach Kräften, beitrug. Die Einen schossen Geld her, die Andern warben Truppen auf ihre Rechnung. Sämmtliche beinahe begehrten in Person zu dienen.

Mit den Portugiesen schienen die Castilianer ehrenvoll zu wetteifern. In den spanischen Häfen wurde, gleichfalls eine Flotte auf Kosten von Privaten, ausgerüstet, und sie sollte zu jener der Erstern stoßen. Wäre die Leitung der Dinge mit aufrichtigem Herzen, von Seite des madrider Cabinetes, geschehen, so würde vielleicht der Erfolg des Kampfes der Holländer gegen die beiden vereinigten Gegner, nicht zweifelhaft gewesen seyn. Allein den Ministern war es keineswegs mit der Heerfahrt recht Ernst; und den ausdrücklichen Wünschen und Befehlen des Königs entgegen, konnte erst im Februar des folgenden Jahres (1625) die castilische Flotte das Meer halten. Da endlich, nachdem die kostbarste Zeit verstrichen, stießen beider Nationen Seekräfte zusammen und D. F. de Toledo Ozorio, Marquis von Valduesa, erhielt über sie den Oberbefehl.

Die Flotten waren mit 13 — 15000 Soldaten und Matrosen bemannt, und mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf jeder Art versehen. Nach einer glücklichen und ungestörten Fahrt, gelangten sie in die Bucht Allerheiligen.

Die Holländer litten bereits in ihrer neuen Colonie an allem Mangel, überdies setzte ihnen der Erzbischof von San Salvador, dem ohngefähr 1500 Mann zu Gebote standen, durch viele einzelne mörderische Angriffe überaus zu. Dieser Prälat hatte über den Beschäftigungen des Krieges diejenigen seines ursprünglichen Berufes gänzlich vergessen, und hatte durch die mannhafte Beharrlichkeit, womit er die gefährdeten Interessen seines Vaterlandes verfocht, allerdings Ansprüche auf die Dankbarkeit desselben sich erworben. Er hieb mehr als eine Streifpartei der Holländer in Stücke, vernagelte oder nahm ihnen Geschütz, schnitt ihnen die Lebensmittel ab und blokirte sie sogar zuletzt in St. Salvador, auf solche Weise, daß sie bereits an Abzug dachten.

Leider starb dieser thätige und energische Mann nun plötzlich, und die oberste Leitung der Angelegenheiten kam in die Hände eines gewissen Nunnez Marino, und diese Stelle wurde von Francisco de Moura eingenommen. Beide suchten, soviel möglich, im Geiste Texeira's und gemäß den, ihnen noch auf dem Todbette gegebenen Vollmachten, zu handeln. Unter diesen Umständen erschien die vereinigte Flotte im Hafen von San Salvador.

Der Schrecken, welcher die Holländer beim Anblick der portugiesisch-spanischen Wimpel überfiel, war eben so groß, als der Jubel der Portugiesen. Alsbald wurden an die 4000 Soldaten ausgeschifft und unter den Befehl des D. Manoel de Maneses gestellt.

Die Holländer, ohnehin gegen überlegene

Streitkräfte zu schwach, wurden durch Zwietracht und Verwirrung über die zu ergreifenden Maßregeln, in ihrer verhängnißvollen Lage noch wehrloser. Der Rathschlag der Entschiedenern, bis zum letzten Manne sich zu vertheidigen, fand nicht den Beifall der Mehrzahl, und man beschloß dem zufolge, den Platz an die Belagerer zu übergeben. Die Sieger, zufrieden mit dieser Trophäe, stachen alsbald wieder in die See, das glückliche Ergebniß ihrer Anstrengungen ihrem Vaterlande selbst zu bringen. Die Rückkehr war jedoch eben so verhängnißvoll, als die Hinfahrt glücklich gewesen. Nachdem sie längere Zeit mit widerwärtigen Winden gekämpft, zerstörte ein wilder Sturm den einen Theil der Flotte; der andere kam, übel genug zugerichtet, nach mannichfacher Drangsal in portugiesischen und spanischen Häfen an.

Von nicht so glänzendem Erfolg, als Willekens Anstrengungen, waren die seines Gefährten, des L'Hermite, gegen Peru gewesen. Er mußte unverrichteter Dinge, nachdem er, zumal des Beistandes der Indianer gewiß, bereits dem Ziele nahe gewesen war, in Folge unkluger Zeitversäumniß, von Callao de Lima wieder ablassen, und trat, über Ostindien, den Rückweg nach Holland an.

Eilftes Kapitel.

Die fernern Begebnisse in Brasilien zwischen Portugiesen und Holländern, bis zur Ankunft des Prinzen Johann Moritz von Oranien.

Das Mißlingen des einen Angriffs, und die schlimme Wendung der anfangs so glücklichen Unternehmung auf Brasilien schlug den Muth der westindisch-holländischen Compagnie nicht darnieder, sondern erhöhete ihn vielmehr. Neue Rüstungen fanden statt; den Spaniern ward auf dem Festlande aller erdenkliche Schaden zugefügt; in Brasilien selbst ging eine Capitänschaft nach der andern an sie über, und es herrscht kein Zweifel, daß die Compagnie Meister des Ganzen geworden wäre, ohne den unzeitigen Geiz mehrerer ihrer Directoren. Dieser brachte den Saamen der Zwietracht unter die Holländer.

Die Portugiesen benutzten die Fehler ihrer Feinde besonders und verstärkten ihre Kriegs- und Seemacht in diesen Gegenden nach Kräften. Umsonst sandte die Compagnie ebenfalls von Zeit zu Zeit Verstärkungen und erhielt hiezu ansehnliche Summen von der Republik. Die Portugiesen richteten viele Schiffe hinter einander zu Grunde und vertrieben die Holländer aus einem Punkte

nach dem andern. Aber das Kriegsglück im Allgemeinen lächelte dennoch den Portugiesen nicht.

Sie, so wie die Spanier, hatten auch mit Englands neuaufkeimender Größe zu kämpfen. Dieses freiheitstolze, vom Geiste seiner Elisabeth bewegte und für einen Glauben, den man im Süden mit Erfolg unterdrückt, im Norden blutig bekämpft hatte, mit kluggeleitetem Fanatismus streitende, Inselvolk brachte den Waffen D. Philipps eine Schlappe nach der andern bei. Die Armaden wurden zerstört und auch die Portugiesen in ihr Unglück mit verwickelt. Eine große Flotte, welche ungeheure Summen verschlungen und nach Indien ausgelaufen war, litt an französischen Küsten grauenvollen Schiffbruch.

Die Holländer machten diese Drangsale sich zu Gewinn, und in den Hafen von Lisboa, Coruña und Cadiz selbst wurden reich befrachtete Kaufmannsschiffe durch sie gekapert. Diese Vortheile gaben der Republik neue Begeisterung, und der Compagnie neue Hoffnungen zur Wiedereroberung von ganz Brasilien. Sie verdoppelten ihre Anstrengungen.

Es war im Jahr 1627, daß ihr berühmter Seeheld, Peter Hein, Admiral der ostindischen Compagnie, die ganze Kauffahrteiflotte angriff und eroberte, welche aus Brasilien gekommen war. Der ungeheure Vorrath von Zucker, den man darauf fand, wurde um die niedrigsten Preise in den Vereinigten Staaten losgeschlagen. Dieser Vorfall bestimmte, den Admiral mit einer beträchtlichen Flotte nach Amerika abzusenden. Unterwegs verwüstete er noch die portugiesischen Küsten auf das fürchterlichste. Darauf

schlug er die Richtung nach den Floridas ein, nahm unterwegs die reiche spanische Silberflotte, mit einem Werth von 14,600,000 Franken, und errang noch allerlei andere beträchtliche Vortheile.

Die Portugiesen inzwischen verfolgte allenthalben ihr böser Stern. Mit dem Verluste der Nationalunabhängigkeit war der beste Theil ihrer Kräfte von ihnen gewichen. Das verhaßte Verhältniß zu Spanien trat den besten Unternehmungen meist hinderlich in den Weg.

Die Compagnie richtete ihr Augenmerk von Neuem auf Brasilien. Der Admiral Henrik Loneke lichtete im Jahr 1629 mit 27 gut ausgerüsteten Kriegsschiffen in Holland die Anker. Auf dem Wege stießen noch andere Fahrzeuge der Compagnie zu ihm, und an der brasilischen Küste selbst das Geschwader des Obristen Wardenburg. An der Spitze einer Flotte von 56 Kriegsschiffen nunmehr kreuzte er auf der Rhede von Pernambuk, der wichtigsten in ganz Brasilien. Bald darauf bewerkstelligte er die Landung von 3200 Mann. Die Stadt Olinda wurde mit Sturm genommen, und nach drei Gefechten mit Portugiesen und Brasiliern fielen auch die drei wichtigen Forts in seine Gewalt, nicht ohne daß er großen Verlust an Menschen erlitten, indem die Besatzungen mit der ganzen alten Tapferkeit ihrer Nation sich vertheidigt hatten.

Loneke versäumte keinen Augenblick, sondern suchte seine Feinde von allen Seiten in die Enge zu treiben, und sämmtlicher haltbaren Plätze noch in diesem Feldzuge sich zu bemeistern, damit die Eroberung des Landes vollständig und gesichert würde. So nahm er auch Recif, südlich von

Olinda; eben so auch St. Georg, auf der langen Erdspitze, welche den Zugang zu diesem Theil des Landes bildete. Ueberall wurden hinreichende Besatzungen eingelegt, überall die eroberten Forts noch mehr befestigt. Binnen kurzer Zeit war Recif ein bedeutender Waffenplatz.

Die Portugiesen waren um diese Zeit von wahrer Verzweiflung ergriffen. Sie klagten wiederholt die spanischen Minister böswilliger Säumniß an. Sie thaten, was nur in den Kräften der erschöpften Nation stand, um abermals ein Heer und eine Flotte zum Wiedergewinne Brasiliens aufzutreiben. In der That sah man beide binnen kurzer Zeit auf das Beste gerüstet. Der Nationalstolz, die letzte auflodernde Flamme von alt-lusitanischer Begeisterung, die Nothwehr und der Eigennutz beflügelten alle Anstalten und Maßregeln. Die Minister des Königs, dadurch beschämt, wollten auch nicht länger zurückstehen. So sah man denn ebenfalls eine spanische Flotte bald segelfertig und es stieß dieselbe zu jener der Portugiesen. An die Spitze der neuen Armada kam der Admiral d'Oquendo. An Offizieren, Soldaten, Matrosen und Lebensmitteln litt sie in keinem Betrachte Mangel. Dennoch stellten sich schon frühe unglückverkündende Vorzeichen ein. Von 6000 Kriegern wurden, in dem Zeitraum eines Monats, über 2000 von böslichen Seuchen ergriffen und dahingerafft; die sie Ueberlebenden aber rissen beinahe sämmtlich aus. Mit vieler Mühe nur, und durch reiche Verheißungen konnte man letztere zur Wiederkehr bewegen, und so lichtete denn endlich die Expedition, bestehend aus 30 Kriegsschiffen, die Anker.

D'Oquendo steuerte den Canarien zu, und verstärkte sich dort noch mit 15 Kriegsschiffen; am Cabo verte zählte die Flotte nunmehr an die 54 Segel. In der Nähe der Canarias stieß er auf Admiral Pater, welcher, obgleich nicht mehr denn 16 Schiffe befehligend, gleichwohl rastlos ihn suchte. Der Anblick der so überaus zahlreichen feindlichen Seemacht flößte einem Theil der Seinigen Schrecken und Furcht ein. Zehn Schiffe verließen ihn feigerweise. Nichts desto weniger beschloß Pater, nachdem Bitten und Drohungen nichts über die niedrigen Seelen vermocht, einen Angriff auf die Uebermacht. Mit Löwenmuthe kämpfte er gegen seine Feinde und bohrte ihnen über 13 große Schiffe in den Grund. Der Sieg war so gut, als für ihn erfochten; aber das Schicksal hatte es dennoch anders gefügt. Das Admiralschiff, von allen Seiten zerschossen und durchlöchert, sank mit dem Herrlichen und seinen Getreuen, selbst nun zu Grunde. Von den 6 Schiffen aber, die mit ihm den ungleichen Kampf eingegangen, gelang es vieren, von den Portugiesen und Spaniern sich loszumachen und ein erobertes feindliches sogar, als Zeugen ihrer bewiesenen Tapferkeit mit sich fortführend, in bester Ordnung, glücklich nach Olinda zurückzusegeln.

Der portugiesisch-spanische Admiral, nicht ohne Bewunderung solcher Größe, verfolgte sie von fern und kreuzte sonach an den Küsten von Paraiba. Darauf schien er, durch irgend ein tüchtiges Unternehmen seine Kriegsehre, die nicht wenig durch das letzte Ereigniß gelitten, wieder herstellen zu wollen. Nachdem er deshalb 1200

Mann, zur Hut dieser Gegenden, ausgeschifft und für die Sicherheit des St. Francisco, der Capitänschaft Segeripe und jene der Allerheiligenbucht Sorge getragen, glaubte man, er würde unverweilt die Belagerung von Olinda erneuern, vor welchem der wackere D. Matthias de Albuquerque, ebenfalls ein Sprößling der berühmten Heldenfamilie, und dermal zum Oberbefehlshaber der Expeditions-Armee ernannt, fruchtlos sich versucht hatte. Allein der Admiral, sey es aus Feigheit, oder gemäß geheimen Vollmachten, stieg alsbald wieder an Bord, lichtete die Anker und schlug den Heimweg nach Lisboa ein. Unglücklicherweise jedoch begegnete er auf demselben einer holländischen Flotte, ward mit derselben in ein Treffen verwickelt und verlor in demselben, außer dem Viceadmiral und trefflicher Mannschaft, einen Theil seiner Schiffe, welche in den Grund gebohrt wurden. Darüber entstand neue Trauer und Verzweiflung in seinem Vaterlande und neuer Muth und Entschluß der Feinde, Aehnliches mehr zu wagen und im Besitze Brasiliens sich zu behaupten.

Aber auch das Unglück dieses Feldzugs schlug die Hoffnungen der patriotischen Portugiesen nicht ganz darnieder. Sie wendeten sich mit neuen Vorstellungen an die Minister, und nöthigten sie zu neuen energischen Maßregeln, zu einer dritten Armada, welche wiederholt ungeheure Summen kostete. Im Jahr 1632 sah man die neue Flotte ausgerüstet, und D. Toledo wurde mit dem Oberbefehl bekleidet. Leider richtete auch dieser nicht viel mehr aus, als sein Vorgänger D'Oquendo. Ein Hauptumstand, welcher die Portugiesen und Spanier um jene Zeit meist,

den Holländern gegenüber, in Nachtheil setzte, war die bessere Beschaffenheit der Schiffe der Letzteren, so wie auch die größere Gewandtheit der Matrosen. Ueberdies bewegte sich in der niederländischen Nation und in allem, was von ihr ausging, ein trotziger Geist der Freiheit und ein siegreiches Gefühl ihres hohen geschichtlichen Werthes, während die Portugiesen bei aller noch inwohnenden Tapferkeit, dennoch durch das spanische Joch von Jahr zu Jahr an der alten moralischen Kraft einbüßten. Die Republik befand sich in den Tagen ihrer Jugend und jeder neue Kampf mehrte nur Stärke und Reichthum, während bei den iberischen Völkern jede Fortsetzung des so lange bestandenen Krieges die finanziellen Kräfte täglich mehr aufzehrte.

Die westindische Compagnie bot alles auf, ihre Absichten auf Brasilien, nach so manchen glorreichen Erfolgen, bleibend durchzusetzen. Sie baute neue Schiffe; sie rekrutirte frische Matrosen und Soldaten. Jedes Jahr erschien so eine neue Flotte in der See, und die Prisen die sie gewann, ersetzten schnell auch den kostspieligsten Aufwand wieder. In drei Feldzügen, die sie nunmehr gegen Brasilien abermals eröffnete, wurde beinahe das ganze Land von den Holländern überschwemmt. Die Eroberung der Capitänschaften von Tamaraca, (ein Gebiet von 80 Meilen entlang der Küste) von Paraiba und Rio-Grande, waren die glänzenden Ergebnisse derselben.

Zwölftes Kapitel.

Der Prinz Johann Moritz von Oranien in Brasilien, und die Ereignisse bis zur portugiesischen Thronrevolution.

Eine wichtige Periode begann nun überdies bald nach diesen errungenen Vortheilen, mit der Erscheinung des Prinzen Johann Moritz von Oranien-Nassau, welcher zum Generalcapitän in Brasilien ernannt wurde, im Oktober 1636 aus dem Texel auslief und gegen Ende Januars 1637 am Orte seiner Bestimmung eintraf. Der berühmte Name seines Geschlechtes sollte nicht minder, als sein persönliches Verdienst, die glückliche Vollendung der brasilischen Angelegenheiten befördern helfen.

Der Prinz traf die Truppen der Republik in dem besten Zustande. Sie waren sehr tüchtig eingeübt, mit allem Nothwendigen versehen und von den erfahrensten Hauptleuten angeführt, und diese, wie die Gemeinen, beseelt vom größten Eifer für die Interessen der Republik und der Compagnie. Die Menge der hintereinander errungen Vortheile hatte sie zu allen Unternehmungen, für die man künftig sie zu verwenden wünschte, noch begeisterter gemacht.

Auf Seite der Portugiesen und Brasilianer

dagegen befanden sich zwar Männer von Talent und Muth, wie M. de Albuquerque, Banjola; Luiz de Borgia und Cameron *) aber das gehäufte Unglück hatte ihre Hoffnungen um vieles herunter gestimmt und die Treulosigkeit der Diplomaten zu Madrid brach mehr als ein Heldenherz, welches nach ruhmvollen Thaten lechzte. Der Prinz von Oranien, sobald er von den Reisestrapazen sich einigermaßen erholt, suchte die Feinde, zumal aber den Grafen Banjola, auf, voll Sehnsucht, mit ihm sich zu messen. Derselbe, seiner Kraft mißtrauend, wich allen Gelegenheiten eben so sorgfältig aus, als der Andere sie suchte. Endlich stießen beide Parteien auf einander. Beide entwickelten ungewöhnlichen Muth. Das Glück aber, nach mannigfachen Wechseln der Schlacht, entschied zuletzt für die Holländer.

Nach diesen öffnete Porto Calvo seine Thore dem Sieger, welcher nicht säumte, sondern Porvocoon umzingelte und die Vorarbeiten zur Belagerung rasch begann. Nach dreizehntägiger Vertheidigung und nach vielen mörderischen Ausfällen, ergab sich auch dieser Platz, auf anständige Bedingnisse. Oppeneda und andere mehr erlitten gleiches Schicksal.

Nachdem Oranien in Brasilien sich mit Ruhm bedeckt und allen fernern Widerstand der Portugiesen mit übermächtigem Arme zerschlagen, beschloß er die Eroberungen der Republik gegen

---

*) Dieser war Brasilier von Geburt, jedoch den Portugiesen eifrigst ergeben. All' sein beurkundeter Muth vermochte jedoch gleichwohl nichts über seinen schlimmen Stern.

diese Nation auch in einem andern Welttheile zu verfolgen und den Kampf nach Afrika hinüber zu tragen; der Obrist Coine, mit einer Abtheilung der Flotte und des Heeres, segelte dahin ab. Doch krönte hier die Waffen der Republik nicht derselbe glorreiche Erfolg, der in Süd-Amerika sie begleitet hatte.

Im Jahr 1638 wurde der brasilische Krieg mit erneuertem Eifer fortgesetzt. Die Drangsale und Unglücksfälle des Landes und seiner Vertheidiger nahmen noch immer kein Ende. So tapfer auch Banjola's Benehmen war, und so weise seine Anordnungen sich bewährten, so zog er dennoch neuerdings den Kürzern, nachdem er die Statthalterschaft Segeripppe zum Schauplatz des Kampfes gemacht. Viele Reste der alten Eingebornen, die von Siava zumal, stellten sich unter holländischen Schutz, und ließen dem ererbten Hasse wider die Portugiesen freien Lauf. Siarra, der Hauptort, ergab sich bald und das übrige Gebiet folgte. Der Häuptling des Volkes, Algodojo, hatte hierbei sehr gute Dienste geleistet, und der Prinz die Boten desselben mit gewohnter Güte aufgenommen.

Die Portugiesen versuchten Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und knüpften mit den Einwohnern in Paraiba und Rio Grande, wo sie noch viele Freunde und mehrere Plätze noch besaßen, Einverständnisse an. Allein, als dem Fürsten von Nassau Kunde hievon geworden, wurde derselbe nur um so mehr dazu bestimmt, aus diesen Landschaften sie völlig zu vertreiben und die Keime einer künftigen Gegenrevolution damit zu ersticken. Die Plätze fielen bald in

seine Gewalt; die nicht verdächtigen Einwohner wurden in Ruhe gelassen. Nassau baute die Stadt Philippina in Paraiba, die durch frühere Ereignisse zerstört worden, wieder auf. Für den verhaßten Namen des Tyrannen aber, den sie seither getragen, gab er ihr einen andern, nämlich Friedrichstadt.

Als alle Unternehmungen so gut gelungen und auch ferneres Kriegsglück, bei vorwaltender Gunst aller Umstände, keineswegs zweifelhaft schien, beschäftigte sich der Prinz mit dem Plane, die wichtigste Stadt Brasiliens, San Salvador, die durch eigene Schuld der Holländer früherhin so schimpflich verloren gegangen war, wiederum zu erobern und seinen Siegen dadurch die Krone aufzusetzen.

Sobald Oranien des Gehorsams der Tapuyas sich versichert hatte, erschien er vor der Stadt und begann die Belagerung. Die Schlösser St. Albert, San Bartolomeo und San Felipe, welche San Salvador decken, fielen bald in seine Hände. Desto zuversichtlicher erwartete er den Fall oder die Uebergabe des Platzes. Allein diesmal verrechnete sich der Fürst. Die Portugiesen, welche in San Salvador den letzten Punkt ihrer Rettung und mit ihm Brasilien für immer verscherzt sahen, boten den verzweiflungsvollsten, zugleich auch von vieler Umsicht geleiteten Widerstand entgegen. Sie wagten von Zeit zu Zeit heftige Ausfälle, bei denen sie die Transcheen wieder füllten, die Arbeiten der Belagerer zerstörten und nicht nur viele Soldaten, sondern selbst ausgezeichnete Hauptleute und Ingenieure ihm tödteten. Als kurze Zeit darauf nun auch noch frische

Verstärkungen der Besatzung zugekommen, ohne daß Johann Moritz es hatte verhindern können, hob er die Belagerung auf und trat etwas übereilt, seinen Rückzug an.

Dennoch stellte dieser scheinbar glänzende Vortheil, welchen die Portugiesen über des Prinzen Muth und Standhaftigkeit errungen, die Sachen im Allgemeinen noch nicht wieder her; vielmehr war auch der folgende Feldzug, zu dem man von Neuem unermeßliche Summen aus Portugal und Spanien gespendet, von einer Reihe Drangsale begleitet. Eine Flotte von 46 Schiffen, darunter 26 Galionen, war abermals ausgerüstet mit mehr als 5000 Mann Kerntruppen und ausgesuchten Matrosen bemannt worden. Ueberdies stieß beinahe eine eben so große Zahl Schiffe noch unterwegs dazu. Dennoch leuchtete Dom Fernandez Mascaregnas, dem Admirale dieser Armada, kein freundlicherer Glücksstern, als seinen Vorgängern allen.

Die Pest vereinigte sich mit den Bemühungen der Feinde, alle Hoffnungen, die man in eine so furchtbare Expedition gesetzt, zu zerstören. Sie raffte auf der Hinfahrt beinahe zwei Drittheile der Mannschaft dahin; der Rest wurde todessiech und erschlafft an Geist und Körper bei San Salvador ausgeschifft. In der allgemeinen Verzweiflung, welche hierüber auch die Muthvollsten ergriff, verließ nur den Grafen de la Torre die Besinnung nicht. Er bewerkstelligte mit ausdauernder Energie die Heilung der Kranken, die Ermuthigung der Niedergeschlagenen; er sammelte alle einzelne größere Truppenabtheilungen in der

Colonie, deren Gesammtzahl immer noch auf 12,000 Mann geschätzt wurde und vereinigte den größten Theil der Flotte. Darauf, den Holländern hinlänglich sich gewachsen glaubend, stach er mit dieser Armada in die See, den Prinzen aufzusuchen (Januar 1640).

Johann Moritz hatte die Gegenrüstungen nicht mit der gewohnten Thätigkeit betrieben; doch war ihm auch, da er täglich ansehnliche Verstärkungen aus dem Vaterlande erwartete, eine bedeutende Anstrengung unter den vorwaltenden Umständen nicht wohl möglich gewesen. Endlich traf der längst ersehnte Zuzug, bestehend in 41 Schiffen, unter Befehl des Willem de Looff, ein, und alsbald segelte man den Portugiesen und Spaniern entgegen.

Eine der blutigsten Seeschlachten entwickelte sich nunmehr, ohnweit der Bai Allerheiligen. Beide Theile bedeckten sich mit unsterblichem Ruhme. Vier Hauptangriffe konnte man im Ganzen bei dieser Affaire unterscheiden. Bei dem ersten schon fiel der tapfere Admiral der Republik, durch das Geschütz getödtet. Aber sein Volk errang den Sieg. Die drei übrigen Angriffe wurden von Jacobs Huighens geleitet und entschieden sich ebenfalls zu Gunsten der Niederländer. Die Mehrzahl der portugiesischen Bemannung wurde erschlagen; Pardon fast keinem gegeben. Die Sieger hatten an Leuten wenig eingebüßt, aber an Schiffen beträchtlich gelitten. Das Feuer der Feinde hatte viele zerlöchert oder sonst stark beschädigt. Der Ueberrest der portugiesisch-spanischen Flotte gerieth während der Heimflucht

auf Sandbänke *) und strandete größtentheils. Die meisten Leute starben hier qualvollen Tod durch Hunger und Durst. Nur wenige retteten sich. Zu allem Unglück mußte auch noch Zwietracht unter die ohnehin schon mannichfach Bedrängten kommen. Der Nationalstolz, welcher die Truppen und Schiffe beider Völker nur mühsam bisher für den gemeinsamen Zweck zusammengehalten hatte, brach, durch das Unglück nur erbitterter, mit neuer Gewalt aus, und ein Theil schob auf den andern die Schuld des Mislingens und der Noth. So geschah denn, daß von der furchtbaren Heerrüstung nicht mehr, als vier Galionen und zwei Kauffahrteischiffe mit der Hiobskunde nach Europa zurückkehrten.

Während jedoch beinahe die sämmtliche Truppenmacht der Republik auf der Flotte vereinigt worden, waren in den eingenommenen Vesten und Städten nur schwache Besatzungen zurückgeblieben. Diesen Umstand hielten die Portugiesen, welche zerstreut in der Umgegend dieser Plätze gelagert waren, zu Vollführung eines Hauptstreiches im Innern für geeignet. Dom Joao Lopez de Carvalho stellte sich an die Spitze dieser vereinigten Abtheilungen, und Cameron an die der Brasilianer, welche für das Interesse der Portugiesen fochten. Nach verabredetem Plane brachen sie in die der Republik unterworfenen Gebiete ein, verheerten das offene Land, schlugen die kleinen Haufen, welche sich ihnen entgegen warfen, zurück und nahmen verschiedene Plätze wieder ein.

*) Auf die Baxos de zocas.

Aber es waren diese Vortheile dennoch vorübergehend. Die Obristen Coine und Tourlon zogen mit einigen größern Heerhaufen wider die Gegner an und besiegten sie. Die Portugiesen und Brasilier mußten auf allen Punkten den Rückzug antreten. Der Admiral Lietard drang nunmehr auch in die Allerheiligen Bucht, mit einer Abtheilung von 25 Schiffen ein, und verübte alle Gräuel des Krieges gegen die Bewohner, zu welchen, außer der allgemeinen Feindschaft, auch noch Gefühle der Rache stachelten.

Diese Gräuel und Verwüstungen nahmen nach und nach einen solchen Charakter an, daß der Marquis de Montalvan, damals Vicekönig von Brasilien, Boten an den Prinz von Oranien schickte, um mit ihm gemeinschaftlich über menschlichere Kriegsweisen zu rathschlagen. Aber ein großes Ereigniß trat nun plötzlich zwischen die streitenden Parteien, und gab der Politik derselben und dem Laufe der Dinge eine veränderte Gestalt und Richtung.

Die Patrioten des Landes Portugal, der langen schimpflichen und unheilvollen Abhängigkeit von Spanien müde, hatten das Joch desselben abgeworfen und mittelst einer glorreichen Revolution, einen eingebornen Großen, in der Person des Herzogs Dom João de Braganza, sich zum Könige gegeben *). Um die Mitte des Februars **1641** war die wichtige Nachricht durch

*) Vergl. darüber E. Münch's Grundzüge einer Geschichte des repräsentativen Systemes in Portugal.

ein portugiesisches Schiff nach Brasilien gebracht worden. Alle, der politischen Verhältnisse Kundigern sahen ein, daß der neue Monarch in seiner noch kritischen und prekären Lage, vor allem um den Beistand der vereinigten Staaten sich bewerben und das Interesse beider Länder gegen den gemeinsamen Feind vereinigen werde. Der brasilische Oberstatthalter, nachdem er alle Portugiesen im Lande dem Könige Johann hatte huldigen lassen, theilte die Nachricht dem Prinzen mit.

Oranien, welcher das Kommende ebenfalls schnell durchschaute, hegte die sichere Ueberzeugung, daß bei dem künftigen Friedens- und Freundschaftsvertrage der Republik so viel von den Eroberungen in Südamerika verbleiben würde, als dieselbe darin factisch besäße. Er beeilte sich demnach, seine Vortheile noch bestmöglichst zu verfolgen; und in der That war er um diese Zeit gerade Meister der Hälfte sämmtlicher Capitänschaften.

Dreizehntes Kapitel.

Rückwirkungen der Thronrevolution auf Brasilien. — Johann Moritz kehrt nach Europa. — Fortsetzung des Krieges. — Vieira. — Sigismund. — Vertreibung der Holländer.

Dom Georgio Mascaregnas, Marquis von Montalvan, Unterkönig von Brasilien, ließ alsbald,

nachdem er von dem Könige Don Joào IV. die wichtigen Depeschen erhalten hatte, in beiden, der Krone Portugal noch übriggebliebenen Vesten der Allerheiligen-Bai, die Truppen versammeln; und darauf sendete er eine Abtheilung nach dem Jesuitengebäude, eine andere nach dem Regierungspalaste. Hier hatte Dom Mendez de Vasconcellos die Wache, welcher jedoch mit dem berüchtigten Staatssekretär der Herzogin-Reichsverweserin zu Lissabon nichts gemeinschaftliches außer dem Namen, hatte. Der Bischof, der Obergeneral der Artillerie, die einflußreichsten Hauptleute und Behörden erschienen, in Folge seiner Aufforderung und vernahmen die große Zeitung aus Europa. Alle huldigten ohne Widerstand und das Volk rief mit Jubel den eingebornen König aus. Das Beispiel, welches Brasilien gegeben, ward auch in Ostindien wiederholt. Die einzelnen Umstände der merkwürdigen Umwälzung findet man in der Geschichte von Portugal erzählt.

Die Holländer, in Europa Verbündete des neuen Monarchen, schienen des wichtigen Ereignisses, welches auch ihnen in dem unaufhörlich fortgesetzten Kampfe wider den Erbfeind der Freiheit, von dieser Seite her Luft machte, nicht minder, als die Portugiesen sich zu freuen. Doch war das Vergnügen mit Besorgnissen für den gegenwärtigen Besitzstand in Brasilien gemischt.

Die politischen Verhältnisse erwirkten die Abschließung eines zehnjährigen Waffenstillstandes zwischen Dom Joào und der Republik. Aber dieser Vertrag hinderte keineswegs, daß nicht die Holländer sich Maranhams durch einen Staatsstreich bemächtigten. Zur Entschuldigung mußte

dienen: der Vertrag sey um diese Zeit noch nicht feierlich verkündet gewesen. Der König schwieg, im Gefühl seiner Schwäche; der Stärkere hat in der Politik niemals Unrecht.

Während die portugiesische Bevölkerung, zumal aus Pernambuko, durch die Unfälle des Krieges, durch Krankheiten und Auswanderungen bedeutend gelitten und überhaupt der Rest der Colonie dem Ruin sich nahe gesehen hatte: blühete der holländische Theil auf jede Weise empor. Pernambuk lieferte unermessene Schätze in die Kassen der Compagnie. Sie ließ Olinda nach einem neuen Plane aufbauen und sorgte nach Kräften für die Bedürfnisse der westindischen Colonisten. Allein die Eifersucht des Republikanismus ließ einen Fehler begehen, welcher unersetzlich in seinen moralischen Rückwirkungen war. Der treffliche Prinz-Statthalter wurde zurückberufen und drei Männern, als Commissären von nun an die oberste Leitung der brasilischen Angelegenheiten übertragen. Johann Moritz hatte allen Erwartungen seiner Mitbürger bisher auf das rühmlichste entsprochen und nicht nur als Krieger der Republik Trophäen, sondern auch, durch sein kluges, besonnenes und mildes Regiment die Zuneigung der Einwohner sich erworben. Bei jeder neuen Vergleichung mit frühern, portugiesisch-spanischen Statthaltern hatte er nur gewinnen können. Waren ihm gleich mannichfache Versehen während seiner Amtsführung vorzuwerfen, so kamen sie dennoch in keinen Betracht zu dem reichen Schatze von Talenten und Tugenden, die er entwickelt. Die Generalstaaten jedoch und die Compagnie fürchteten ehrgeizige Plane in dem

Prinzen, und der Argwohn trug sich bereits mit einem neu zu errichtenden Reiche herum, an dessen Spitze die Familie Nassau oder jenes Mitglied wenigstens sich zu stellen gedenke.

Nachdem der Prinz zuvor noch alles gethan, was in seinen Kräften stand, um das Regiment über die Colonie so befestigt, als möglich, zu hinterlassen, gehorchte er der höhern Bürgerpflicht und übergab den Befehlstab an Hamel, Bas und Ballestraten, als das von der Republik eingesetzte Triumvirat (1643).

Die drei Männer besaßen weder seinen Scharfblick in die Verhältnisse, noch sein Talent, noch seine großartige Gesinnung. Geistige Beschränktheit führte bald wieder zur religiösen Unduldsamkeit, was Oranien so stets vermieden hatte, und was bei dem Stand der Dinge doppelt unpolitisch war. Der Fanatismus erregt bei den Bekennern des protestantischen Glaubens einen Unwillen, den niemand fühlen kann, als wer von den ächten Grundsätzen desselben ganz durchglüht ist. Der Protestantismus, dessen Hauptelement philosophische Prüfung seyn soll, zerfällt in nichts, sobald er eigene Götzen aufstellt und den Wahn derjenigen nachahmt, von denen er doch, um des Geistes willen in der Christuslehre, sich getrennt zu haben behauptet. Die in seinem Schoose gleich zu Anfang seines Entstehens aufgekeimte Unduldsamkeit wider einzelne Fraktionen der neuen Kirche, wie wider den gemeinsamen Gegner, ist eines der Haupthindernisse gewesen, welches den allgemeinen Sieg, Reformation über die Geister vereitelt, und dem in die letzten Verschanzungen zurückge-

worfenen Feinde neue beträchtliche Verstärkungen zugeführt hat *).

Die Unbesonnenheit der neuen Statthalter, welche in politischer, wie in religiöser Hinsicht sich kund gab, erzeugte in den portugiesischen Einwohnern des holländischen Brasiliens einen Geist des Misvergnügens, welcher bald dem Gedanken einer Empörung freien Raum ließ. Der der Krone gebliebene aber hatte die Hoffnung der Wiedereroberung des Uebrigen ohnehin niemals aufgegeben. Verbindungen wurden durch alle Theile des holländischen Gebietes angeknüpft. Ein besonnener und patriotischer Krieger, Fernandez Vieira, durch Reichthümer und Freundschaften mächtig, stellte sich an die Spitze der Bewegung. Die Wiedereroberung von Maranham durch die dortigen Pflanzer hatte den Verschwornen neue Zuversicht und Ermuthigung verliehen.

Aber im nämlichen Augenblicke, wo Jener die Hauptstadt des holländischen Brasiliens durch einen kühnen Streich in seine Gewalt zu bringen gedachte, wurde das Unternehmen durch Verrätherstücke vereitelt. Von jetzt an war alle Hoffnung nur auf offenbaren Kampf gestellt (1645).

Vieira entwickelte einen unerschütterlichen Muth und eine heldenmüthige Beharrlichkeit. Er hatte mit dem Feinde, mit der Apathie der Pflanzer, dem Neide der Altportugiesen, den Intriguen des Cabinets zu ringen. Die holländische Regentschaft, des neuen Geistes staunend, welchen Vieira den Seinigen zu geben bemüht war und

*) Verfasser dieser Geschichte ist Katholik, aber in der ursprünglichen Bedeutung des Namens.

für ihre Besitzungen zitternd, begehrte von der Compagnie Verstärkungen und Hülfegelder. Aber sie trafen viel zu langsam ein, um wesentliche Erfolge zu verbürgen. Anderseits nahm der portugiesische Vicekönig den günstigen Augenblick wahr, welcher allen Erwartungen entgegen, sich plötzlich eingestellt. Eine Abtheilung Truppen stieß zu den Kriegshaufen Vieira's und man beschloß die bereits erworbenen Vortheile auf alle Weise weiter zu verfolgen.

Der Obrist Vidal erhielt über den abgesendeten Zuzug den Befehl. Die ersten Unternehmungen fielen glänzend aus. Die moralische Kraft kam den Verzagten immer mehr und mehr zurück, und wich dagegen bei den Holländern. Eine niedrige Krämerseele unter den letztern verkaufte sogar das wichtige Fort Nazareth an die Portugiesen, für eine Summe von 18,000 Thalern. Damit fielen auch die frischangekommenen Verstärkungen den Siegern in die Hände.

Nach diesem Schlage fielen auch, hintereinander, Porto-Calvo, die Mündung von Rio-San Francisco und andere bedeutende Punkte mehr an die alten Herren zurück. Erstern nahm Cristobal Cavalcante, letztern Valentin Roccia. Das Glück fuhr fort, die Begeisterung Vieira's allenthalben zu krönen. Er führte den Krieg mit eben so viel Besonnenheit und Gewandtheit, als Muth und Ausdauer; er trug ihn bald in die Besitzungen der Feinde selbst hinein. Er wagte es förmlichen Befehlen des Hofes zu Einstellung der Feindseligkeiten mit der Erklärung entgegen zu handeln, daß sein Souverän ihm einen Ungehorsam verzeihen werde, der

ihm den kostbarsten Diamant seiner Krone zurück verschaffte.

Die Ankunft des berühmten Sigismunds mit neuen Verstärkungen und eine Veränderung im Personale der Regentschaft konnten allein die schnellen Fortschritte Vieira's wieder eine Zeitlang hemmen. Die Generalstaaten und die Compagnie entschlossen sich zu außerordentlichen Anstrengungen. Dieser Entschluß erhob mit einem Male auch die Thätigkeit des neuen Königes von Portugal, dessen Geist kaum dem so eben vollendeten eigenen Werke gewachsen schien. Er sandte den Francisco Baretto de Menezes, einen durch kriegerische Eigenschaften ausgezeichneten Edlen, als künftigen Statthalter und Oberfeldherrn der Colonie. Es war dieser zum Glück für dieselbe ein dem Vieira ebenbürtiger Charakter. Ohne Empfindlichkeit legte Letzterer den so ruhmvoll geführten Befehlstab in die Hände seines Nachfolgers; neidlos ehrte Baretto Menezes hinwiederum die Verdienste des Vorgängers und benutzte seine Talente zu dem gemeinsamen Vortheil des Königes. Ihre Eintracht war es größtentheils, welche die nunmehrigen glücklichen Erfolge herbeigeführt.

Die Schlacht bei Guararapi, in der Nähe von Pernambuko geliefert, war die erste und wichtigste Waffenthat. Die Holländer erlitten, nach löwenmuthiger Gegenwehr, eine vollständige Niederlage und Sigmund empfing gefährliche Wunden (1648). Als er wiederum im Stande war, in das Feld zu rücken, nahm er Olinda und verwüstete Reconcave (1650).

Der Vicekönig, durch anfängliches Glück sorgloser geworden, erhob sich zu neuer Thatkraft

nach diesen Unfällen. Besonders schmerzlich fiel auch den Portugiesen der Tod Camerans, des vieljährigen und vielgetreuen Anführers der Eingebornen. Man hatte aber dafür den Trost, bei den Pflanzern und Kaufleuten eine täglich männlichere Gesinnung und kriegerischern Geist sich offenbaren zu sehen. Die nunmehrigen Kämpfe bieten übrigens wenig Erhebliches und Interessantes dar; sie tragen meist das Gepräge eines wechselreichen Parteigängerkrieges. Die Portugiesen, wie die Holländer sahen sich von den Mutterstaaten fast ausschließlich auf ihre eigene Kraft verwiesen. Die Holländer hielten sich längere Zeit in Recif eingeschlossen; alle Anstrengungen Sigismunds scheiterten an der Beharrlichkeit der Belagerer (1653). Dennoch blieb den Truppen der Compagnie darin noch ein großer Vortheil, daß ihre Flotte das brasilische Meer für und für beherrschte, während die Portugiesen zur See durchaus sich nicht zu zeigen wagten. Recif war der Schlüssel dieses Besitzes: von diesem Punkte hing das Schicksal der Gesammt-Colonie ab. Sigmund, der dies fühlte, bot alle Künste seines erfindungsreichen Genies auf, um seinem Vaterlande die Frucht langer und kostbarer Anstrengungen zu retten. Aber es ward ein anderes entschieden.

Im siebenten Jahre, seit der Kampf in Pernambuko sich entsponnen hatte, traf die Eskadre Pedro-Jaime de Magagliones, dazu bestimmt, die Handelsschiffe der Portugiesen bis nach Europa zu geleiten, in den Gewässern von Brasilien ein. Man foderte den Admiral derselben auf, die Truppen des Königs in einem entscheidenden Schlage wider Recif, von der See-

seite her zu unterstützen. Eine Zeitlang wich Magagliones aus; endlich erklärte er, dem Gutachten seines Generalstabes folgen zu wollen. Derselbe war für das Unternehmen: der Nationalstolz siegte in tapfern Kriegs- und Seeleuten über alle andern Bedenklichkeiten.

Dem edlen Vieira ward von Baretto, in sicherm Gefühl des Kommenden, die Ehre des ersten Angriffs vergönnt. Der den langen Krieg zuerst begonnen, schien der sicherste Bürge für die nunmehrige Beendigung desselben.

Der Erfolg entsprach Baretto's Hoffnungen. Während dieser alle Anstrengungen wider das eine Hauptfort richtete, erstürmte Vieira das andere. Trotz eines mörderischen Feuers von Seite der Belagerten drangen die Portugiesen rastlos vorwärts, und Minen, welche ein talentvoller französischer Ingenieur an mehrern wichtigen Punkten zu graben wußte, vereitelten der holländischen Batterien furchtbaren Widerstand. Nunmehr fliehen auch die Hülfstruppen der Eingebornen, welche bis zu diesem Tage mit den Holländern gemeinsame Sache gemacht, und schwimmen, schreckergriffen, über den Fluß. Die Minen drohen Tod und Zerstörung. Capitulationsversuche folgen. Die Portugiesen stürmen während dessen ein drittes Fort und sie stehen bereits unter den Mauern der Stadt. Noch entschließt sich der tapfere Sigismund zum verzweiflungsvollsten Widerstand, aber das Volk wird schwierig und begehrt einen Vertrag. Der holländische Oberfeldherr weicht der bittern Nothwendigkeit. Der Hafen, die Stadt und die Forts werden übergeben; mit allen kriegerischen Ehren zieht die Besatzung

aus; aber alle von den Niederländern noch besessenen Landschaften müssen an die Portugiesen übergeben werden. Der 27ste Januar 1655 gab dem Könige von Portugal die Colonie Brasilien wieder.

D. João IV., welcher die tapfern Vertheidiger seiner Rechte in diesem Lande ohne Unterstützung gelassen, ehrte nunmehr, des unverhofften Gewinnes hochfrohlockend, zum mindesten die Verdienste der Sieger. Das Mutterland pries Vieira, durch den das Größte geschehen war, in Gesang und Rede, wie einen Helden der alten Zeit.

Brasilien selbst hatte durch den Einbruch und die Herrschaft der Holländer im Ganzen mehr gewonnen, als verloren. Der Eifer für Industrie, Handel und Cultur war, mehr als zuvor, geweckt worden und manche Spuren geistiger Wirksamkeit, besonders von Seite des statthalterischen Hauses Nassau, waren noch lange sichtbar.

Vierzehntes Kapitel.

Entdeckungen im Innern des Landes Brasilien. — Die Paulisten. — Buenno.

Von den Scenen des Kampfes und der Zerstörung wenden wir uns zu den friedlichern der Entdeckungen im Innern des Landes und zu den noch gräuelvollern Scenen fanatisch = commerzieller

Tyrannei auf mehr als einem Punkte der Colonie. Ueberall, wo wir hinblicken, hat der Fuß des Europäers blutige Spuren seines unversöhnlichen Mordgeistes hinterlassen, und nur mühsam hat die Hand der Kultur in späterer Zeit diese Spuren verwischt.

Auf der äußersten Südspitze von Brasilien gedieh die Bevölkerung ziemlich rasch. Aus den Verbindungen, welche die ersten europäischen Ansiedler mit Frauen und Töchtern der Eingebornen schlossen, entsproßte eine eigenthümliche gesunde und kräftige Menschenraçe. Sie führten abwechselnd die Namen „Mammelucken" und „Paulisten".

Diesen Theil der Bewohner Brasiliens beseelte von Anfang an ein besonderer Trieb nach Entdeckungen. Sie zeigten einen ungewöhnlichen Grad von Ausdauer und Verachtung aller Gefahr. Unempfindlich gegen die physischen Uebel, von der Ausbeute der Jagd und wilden Kräutern lebend, führten sie ein wahres Nomadenleben, und der einzige Fortschritt, welchen sie in der Civilisation wiederum gemacht, war ein industrieller, scheuslicher, nämlich der Handel mit Eingebornen, die sie eingefangen hatten. Das schändliche System, wodurch ihre Brüder in andern Theilen des Landes sich befleckt, entwickelte sich auch hier in voller Blüthe. Die Jesuiten haben das Verdienst, die ersten Schritte im Interesse der Humanität gethan zu haben. Aber diese Schritte selbst, da sie mit weniger Klugheit geschahen, fielen dem Mutterlande zum Nachtheil, den Eingebornen zu größerm Verderben aus. Die Paulisten, welche man, einiger abweichenden Ge-

bräuche willen, der Ketzerei beschuldigte, erklärten sich unabhängig und bildeten eine Art Republik. Mit gesteigerter Wuth verfolgten sie die armen Eingebornen, welche durch unbesonnene Beschützer nur desto mehr blosgestellt worden waren.

Die Paulisten befiel, gleich den übrigen Europäern, plötzlich nun das Goldfieber. Sie wagten von Zeit zu Zeit kleine Züge nach der peruanischen Gränze, wo sie den geliebten Gegenstand am ergiebigsten vermutheten. Die große Entfernung der Landschaft Mato-Grasso jedoch und die unaufhörlichen Kämpfe mit den Eingebornen waren hierin sehr hinderlich. Wichtige Minen waren bereits von frühern Reisenden angezeigt, aber noch immer nicht untersucht worden. Selbst die Schätze von Jaragua, in deren Besitze die Paulisten sich befanden, lagen noch immer im geheimnißvollen Schrein der Erde verschlossen. Nach und nach bildeten sich nun die sogenannten „Bandeira's", kleine Caravanenzüge zu Entdeckung und Untersuchung von Minen; an ihrer Spitze standen die „Certanista's", trotzige, muthvolle, verschlagene Häuptlinge, welche für Ruhm und Beute alles auf das Spiel setzten und kein Unrecht zu groß fanden, wenn es nur zum gewünschten Ziele führte. Noch lebt der Name des berühmten Bartolomeu Buenno im Munde der Portugiesen. Er war es, welcher die reichen Gruben der Statthalter Goyas, gerade in der Gegend der heutigen Hauptstadt zuerst entdeckt hatte (1670).

Leider befanden sich diese Gegenden viel zu weit von dem Hauptsitze der Paulisten entfernt,

als daß gleich Anfangs alle die Vortheile gewonnen worden wären, welche man sich zu versprechen berechtigt war. Erst Antonio Rodriguez gelang es, in Verbindung mit zwei Abenteurern der Paulisten-Colonie (Manoel Garão und Salvador Fernandez) die Reichthümer von Minas-Geraes aufzufinden. Es fand das Gold sich mitten im Sand, auf der Oberfläche der Berge. Wäre es in damaligen Zeiten möglich gewesen, ein Geheimniß dieser Art zu verschweigen, so würde die neue portugiesische Regierung ungeheure Summen gewonnen haben. Allein die Sache wurde zu sehr Eigenthum von Vielen und lockte allzuheftig die Neugierde und Habsucht, als daß ausschließlicher, dauerhafter und vollständiger Besitz ihr hätte werden können. Es erging nach und nach Portugal, wie Spanien; die Reichthümer der neuen Welt halfen die alte arm machen.

Funfzehntes Kapitel.

Der Negerstaat Palmarès und dessen Schicksal.

Während die meisten Bündnisse und Unternehmungen der Neger in Amerika für Wiedergewinnung ihrer Freiheit durch den Mangel an Kultur, an innerm Zusammenhang und durch die Ueberlegenheit des europäischen Genie's zu Grunde

gingen, gelang es dennoch schon im sechszehnten Jahrhundert zwei Abtheilungen Neger, welche der Sklaverei entronnen waren, in der Statthalterschaft Pernambuko, ohnweit Porto-Calvo, sich fest zu begründen und das Bild eines geordneten Zustandes der Dinge darzustellen. Leider erhielt sich aber auch von diesen Niederlassungen nur die eine; die andere ward, nach mehrmaligen heftigen Angriffen von Seite der Holländer, welche von der Nähe und dem Beispiel solcher schwarzen Republiken Gefahr für ihre Besitzungen fürchteten, ohngefähr hundert Jahre später, beinahe gänzlich zerstört.

Das Beispiel der erstern hatte jedoch Nachahmung erweckt. Eine Bande Neger wußte um das Jahr 1650 seine Fesseln zu zerbrechen, mit Schießgewehren sich zu versehen und in den Ruinen der Colonie ihrer Vorfahren sich anzusiedeln. Bald folgte eine große Zahl von Schwarzen und selbst von Farbigen ihnen nach. Man baute eine Art Stadt, welche, da von den Pflanzungen ihrer ehemaligen Herren ein ziemlich großer Zwischenraum sie trennte, Halt und Sicherheit genugsam darbot. Da dem neuen Gemeinwesen Weiber fehlten, um sich fortzupflanzen, so ahmten seine Bewohner das von den Römern gegen die Sabiner gegebene Beispiel ziemlich vollständig nach; sie raubten die Frauen beinahe aller Farbigen in der Runde. Bald vergrößerte sich der Schreck ihres Namens. Sie setzten ihre Räubereien ungestraft in dem Gebiete der Brasilo-Portugiesen fort und diese mußten die Sicherheit ihrer Besitzungen mit jährlichen Geschenken erkaufen. Ja sie gingen noch weiter, genöthigt durch

die damaligen, so kritischen Umstände. Sie schlossen mit dem schwarzfarbigen Räuberstaate eine förmliche Allianz, und verhandelten Flinten und Schießbedarf an sie. Bald nahm die Colonie, als ihr Daseyn gegen Außen geschirmt schien, gegen Außen einen anständigern Charakter an. Mit der steigenden Bevölkerung der kleinen Nation mehrte sich das Bedürfniß einiger Civilisation. Sie fingen an Ackerbau zu treiben, und dieser sänftigte ihre Sitten. Die Bewohner nahmen von der Hauptstadt den Namen „Palmaresianer" an. Sie gaben sich selbst eine Art Verfassung, und übertrugen durch freie Wahl einem der verdienstvollern Häuptlinge, Zombi genannt, die oberste Leitung ihrer Angelegenheiten. Sein Nachfolger ward aus der Reihe der erfahrensten und tapfersten Gefährten genommen. Auch Magistrate wurden gewählt und Gesetze aufgestellt. Ihre Religion schien eine Art Christenthum, gemischt mit den alten religiösen Vorstellungen und Gebräuchen der verschiedenen Stämme, aus denen die Nation zusammen floß, gewesen zu seyn.

Der Ackerbau machte täglich größere Fortschritte in Palmarès. Große Landstrecken, welche längere Zeit öde gestanden hatten, sah man nach und nach urbar gemacht und ein Dorf nach dem andern in Wüsteneien erstehen. Man befestigte die Hauptstadt bestmöglichst, nämlich mit ungeheuern, dicken Holzpflöcken, welche in den Wäldern gefällt worden waren. Die Häuser waren nicht regelmäßig aneinander gereiht und durch Straßen verbunden, sondern jede Wohnung stand einzeln, wie noch heut zu Tage in vielen Flek-

ken der alten Cantone Helvetiens, umgeben von dem Gute des Besitzers, umflossen von verschiedenen Bächen, welche sowohl für die Gewerbe des Eigenthümers, als für die persönlichen Bedürfnisse desselben das Wasser darreichten.

Es war zu vermuthen, daß der despotische Geist europäischer Aristokraten und Kaufleute den Flor einer solchen Raçe, der man noch immer nicht die allgemeinen Rechte der Menschheit zugestanden hatte, mit Neid und Unmuth ansah. Im dreißigsten Jahre somit, seit der neue Negerstaat bestanden hatte (1696), entschloß sich die portugiesische Regierung, geschreckt durch das ungewöhnliche Wachsthum desselben — bereits zählte er über zwanzigtausend Seelen — zu dessen Untergang.

Der General Don Juan de Lancastro war der Generalcapitán, welcher die schimpfliche Ehre genießt, ein Volk von frohen und glücklichen Menschen, welches der Freiheit durch Muth und Fleiß sich würdig erzeigte, im Einverständniß mit Bahia's Statthalter, D. Gaetano Mello, vernichtet zu haben. Ihre beiden Namen stehen im Judasfluch der bessern Menschheit.

Die erste Truppen-Abtheilung, welche gegen Palmarès entsendet wurde, bestand aus 7000 Mann, jedoch ohne mit Artillerie versehen zu seyn. Man hielt den Sieg über die Schwarzen allzu leicht. Allein man betrog sich das erstemal. Die Brasilo-Portugiesen wurden auf offenem Felde, wo persönliche Tapferkeit sich zeigen konnte, vollständig geschlagen. Auch die ersten Angriffe auf die allzuverachteten Befestigungen der Stadt

mißlangen. Die Europäer ermannten sich jedoch bald wieder und vertrauten ihrer erprobten Kunst, systematisch die Tapferkeit zu ermüden und die Tugenden der Vaterlandsliebe unnütz zu machen. Sie blokirten die Stadt und brachten sie in äußerste Hungersnoth. Darauf, als die Belagerungswerkzeuge und das grobe Geschütz in hinlänglicher Anzahl eingetroffen, beschossen sie dieselbe mit Macht.

So wacker auch die Palmaresier für ihre Person sich hielten, so vermochte ihr in Kindheit noch befangener Verstand doch nicht, den vereinigten Listen und Schrecken der Feinde zu widerstehen. Der Hunger, welcher die Leiber, das Feuer, welches die Häuser reihenweis niedermähete, brachen endlich alle Kraft des Widerstandes. Der oberste Anführer, in der bittern Wahl zwischen Tod und Knechtschaft, wählte den erstern. Er stürzte sich von einem Felsen der Stadt herunter. Seine Gefährten folgten diesem Beispiel. Der Sieger habsüchtige und gemeine Wuth erreichte nur noch die Weiber und Wehrlosen. Sie wurden für den Dienst der Colonisten als Sclaven verkauft. Neben vielen Ministern, Generalen und Kriegsknechten Europa's in dieser Zeit, stehen Zombi und die Neger von Palmarès in hoher Glorie da. Es war der erste Beweis geführt, der hernach auf Hayti sich wiederholt hat, daß das Großartige von jeder Menschenraçe ausgehen kann, und die weiße Farbe kein ausschließlicher Erkennungs-Teint für Günstlinge der Civilisation ist. Die Ruinen von Palmarès sind ein ewiges Denkmal der Schmach für das Brasilien dieser Zeit, und zeugen von

der tiefen Ohnmacht und Geistesstufe derjenigen, welche damals den Namen europäischer Bildung entweihten.

Sechszehntes Kapitel.

Fernere Entdeckungen im Innern von Brasilien. — Buenno der Sohn. — D. Antonio d'Albuquerque.

Die Unternehmungen der Paulisten wurden von immer größerm Erfolge gesegnet. Die Bevölkerung mehrte sich mit jedem Jahre durch den starken Zuwachs aus Europa. Die Erbauung eines neuen Fleckens wurde nothwendig; er erhielt den Namen Villa-Ricca. Bald aber wurden die Bewohner desselben in dem Genuß erworbener Reichthümer gestört, als auch von Rio-Janeiro Minengräber gesendet wurden und Zwietracht unter die beiden Parteien kam. Auf demselben Boden, wo die alten Eingebornen des Landes einst vom Fanatismus christlicher Ankömmlinge geschlachtet worden waren, würgten sich nun die Söhne der Mörder haufenweis um elende Goldbarren.

Die Paulisten zogen bei diesem Streite den Kürzern: sie appellirten an D. Pedro, den Regenten von Portugal, welcher durch einen Staatsstreich, gleich dem des . . . . . . Dom Miguel in neuester Zeit seinem Bruder D. Alfonso Krone und Gattin geraubt hatte. Die Entscheidung

des Usurpators, welcher für den Hof den größten Gewinn aus diesen Streitigkeiten zu ziehen eilte, lautete für beide Theile im Sinne jener bekannten Fabel Aesops. Ein talentvoller Mann wurde an die Spitze der Verwaltung der Provinz Minals gesetzt. Mit Mühe gelang es D. Antonio D'Albuquerque, unter wuth- und racheschnaubenden Parteien den Frieden herzustellen. Er verordnete die Abgabe des Fünftels von allem zu gewinnenden Golde in den königlichen Schatz. Noch mehrere andere Ordonanzen, erlassen in Bezug auf die Bergwerke, folgten. Albuquerque zeigte Erfahrung, Takt und Ordnungsliebe in seiner Verwaltung. Er schien bei derselben nach einem Systeme zu handeln (1711).

Die Kühnheit des jüngern Buenno vollendete, in Bezug auf die Entdeckungen, was sein Vater begonnen. Der Orte, die er mit diesem in seiner Jugend durchirrt, dunkel sich erinnernd, drang er, an der Spitze eines Zuges, durch Wüsten und unwirthbare Gegenden, nicht ohne die größten Gefahren zu bestehen. Verschiedene Entdeckungen waren schon gemacht und die Muthlosigkeit der Gefahren Buenno's schien mit dem Gewonnenen zufrieden gestellt. Allein der Anführer blieb unerschütterlich auf seinem Vorsatz, das Ziel weiter hinauszusetzen.

Nach drei Jahren endlich der Mühsale und der Anstrengungen, machte Buenno die Erfahrung, daß er gerade in einer dem Lande der Goyas entgegengesetzten Richtung vorgedrungen sey. Bei seiner Rückkehr nach St. Paul erhielt er zur Belohnung für seine Verdienste, den Auftrag zu einer neuen Entdeckungsreise. Auf dieser

entdeckte er zuletzt das Ziel funfzigjähriger Sehnsucht. Er brachte seinen Gefährten eine Menge Goldes mit, und erhielt den Titel eines Capitân Moor der neuen Entdeckungen. Bald kehrte er zu ihnen zurück.

Die Eingebornen setzten ihm jetzt Schwierigkeiten entgegen, und mannichfache Kämpfe fanden statt. Endlich verglich er sich mit ihnen und schloß einen Freundschaftsvertrag. Derselbe gewährte ihm den Vortheil genauerer Kenntniß der reichsten Goldminen. Die neue Niederlassung gedieh in kurzer Zeit auf das Schnellste; leider aber vernachlässigte man über den Goldbergwerken die noch reichere Goldgrube jedes Staates, den Ackerbau. Dieses System hatte für die Civilisation der Statthalterschaft Goyas, des eigentlichen Mittelpunktes von Brasilien, wesentliche Vortheile. Eine Menge von alten Vorurtheilen blieb zurück, und die Provinz ist noch jetzt an intellectueller und politischer Cultur weit unter den übrigen. Auch hinsichtlich der Bevölkerung hat sie keineswegs zugenommen; nur die reichen Naturschätze, die sie fortwährend in sich verschließt, sichern für die Zukunft erfreulichere Blüte und Fortschritte.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Zug von Duguay-Trouin. Eroberung Rio-Janeiro's durch die Franzosen.

Um eben diese Zeit (1711) änderte sich in dem Cabinete von Lisboa die Richtung der auswärtigen Politik. Die freundschaftlichen Verhältnisse mit Frankreich wurden aufgegeben, und das Bündniß mit England, dem Nebenbuhler von Frankreichs Macht, geschlossen. Es wurde für Portugal verhängnißvoll.

In Folge dieser neuen Wendung der Dinge, welche den wichtigen Handel dieses Landes unter den Schutz, d. h. in die Hände der Briten, gab, beschloß der Versailler Hof feindliche Ueberziehung der Colonien Portugals; der erste Versuch, welchen Capitán Duclerc auf die Hauptstadt Rio-Janeiro gewagt, lief unglücklich ab; der Anführer wurde, gegen alles Völkerrecht, nach abgegebenen Waffen getödtet; die Mannschaft, mit Mühe dem Grimm der Brasilo-Portugiesen entzogen, schmachtete in langer Gefangenschaft. Die begangenen Grausamkeiten hatten die Absicht zum Grunde, die Wiederholung der frühern Einbrüche fremder Staaten in das Gebiet der Colonie, durch abschreckende Beispiele für immer zu vereiteln.

Allein dieses System des Oberstatthalters, Dom Francisco de Castro, fand schnelle Züchtigung durch ähnliche Rache, welche die Landsleute der Mißhandelten an dem Feinde nahmen. Einer der ausgezeichnetsten Hauptleute der französischen Marine, Duguay-Trouin beschloß, die Verstärkungen der französischen Regierung nicht erst lange abzuwarten. Mit den nöthigen Geldern von einer Gesellschaft ausgerüstet und über eine kleine Zahl Truppen nur verfügend, durchbrach er kühn den Zwischenraum, der von Mittel-Amerika ihn trennte. Er erschien mit nicht mehr als funfzehn Schiffen im Hafen der brasilischen Hauptstadt, nach Besiegung einer Reihe der größten Schwierigkeiten. Er brachte das Feuer des Fortes, welches den Eingang in die Bucht vertheidigte, alsbald zum Schweigen; er bemächtigte sich eben so schnell der Ilha das Cobras und pflanzte die französische Fahne auf.

Bald überzeugte sich Duguay-Trouin von der Schwierigkeit einer Belagerung Rio-Janeiro's selbst. Alle Maßregeln der Vertheidigung waren auf's Trefflichste geordnet. Aber sie erschütterten ihn in seinem Vorhaben keineswegs. Er säuberte das Gestade durch das Feuer der viel größern Schiffe, brachte eine Landung zuwege und stellte sich an die Spitze seines kleinen Heeres. Während er selbst den Befehl über das Centrum behielt, übernahmen der Ritter von Goyon die Anführung des Vortrabs, der von Courserac aber diejenige der Nachhut. Die Tapfern stürmten unwiderstehlich gegen die vortheilhaften Posten an und nahmen sie. Die Operationen aller drei Abtheilungen griffen auf das Glücklichste ineinan-

der. Dennoch drohte der französischen Tapferkeit der Verrath eines ihrer eigenen Landsleute, trotz der errungenen Vortheile, Mißlingen. Ein gewisser Obrister Dubocage erkundigte sich bei Gefangenen, von Duguay-Trouins Heer, welche durch die Portugiesen gemacht worden waren, nach der Zahl, der Lage und allen Verhältnissen des französischen Heeres und seiner Stellung. Er erhielt sehr wichtige Aufschlüsse, und gedachte sie bereits zum Verderben seiner Landsleute zu benutzen. Aber die Tapferkeit siegte auch diesmal über alle Berechnung, und entging der mit vieler Kunst gelegten Schlinge.

Duguay-Trouin erhielt die Ueberzeugung, daß von den Batterien der Insel Cobras die Stadt völlig bestrichen und in Trümmer geschossen werden könne. Er gedachte der unversöhnten Manen Duclercs; er gedachte aber auch des Jammers der Bewohner, und des Urtheils der Nachwelt. Demnach beschloß er Gerechtigkeit und Rache, Nothwendigkeit und Humanität bestmöglichst mit einander zu versöhnen. Er schrieb einen Brief an den Statthalter, schilderte lebhaft Duclercs Ermordung und seiner Gefährten Mißhandlung. Hinfür begehrte er Auslieferung der Thäter, völlige Genugthuung, Losgabe der Gefangenen und Bezahlung der Kosten dieses Zuges. Im Weigerungsfalle drohte er der Stadt und ihren Vertheidigern das Aeußerste.

Der Gouverneur antwortete kalt und stolz, schlug die Bedingungen ab und erklärte, daß er auf seinem Posten zu sterben wissen werde. Der Franzose rüstete sich darauf zu energischen Maßregeln. „Das Feuer der französischen Batte-

rien" — Herr Taunay möge für uns reden — „fuhr ununterbrochen fort zu wüthen und beschädigte die Befestigungen der Benediktiner außerordentlich. Der Sturm wurde auf den folgenden Morgen festgesetzt. Man benutzte die Finsterniß der Nacht, um einige Schaluppen mit Truppen abzuschicken, welche der fünf, längs der Küste kreuzenden portugiesischen Schiffe sich bemächtigen sollten. Leider erhob sich nun ein fürchterlicher Sturm und entdeckte ihre Annäherung. Ein mörderisches Musketenfeuer entwickelte sich, ohne jedoch die Franzosen aus der Fassung zu bringen. Als Duguay-Trouin das Feuer der Schiffe auf die Schaluppen sich ausströmen sah, brannte er selbst eine Kanone los und gab dadurch das Zeichen, daß alle Batterien zu gleicher Zeit gegen die Stadt spielen sollten.

Dieser Donner des Geschützes, noch fürchterlicher durch den natürlichen Donner und den mächtigen Wiederhall der Bucht, der vereinigte Blitz der Feuerschlünde und der Blitze, — dies alles erfüllte die Bewohner der Stadt mit ungeheurem Schrecken. Himmel, Erde und Hölle schienen wider sie verschworen. In großer Unordnung flohen sie, die besten ihrer Schätze mit sich schleppend, in das Innere des Landes. Das Kriegsvolk selbst und der Generalstab verließen die Bollwerke. Die Stadt war verlassen; aber der Knall des Donners und der Rauch des Geschützes hatten Duguay-Trouin die Kenntniß dieser Flucht entzogen."

Die Einnahme der Stadt war somit auf alle Weise erleichtert worden. Nur unter den Forts der Benediktiner, lauerte der Minen tücki-

sches Feuer. Zum Glück noch kam durch Ueberläufer dem Sieger Kunde hievon, und er konnte sich gegen die höllischen Wirkungen schützen. Bald hörte die Zerstörung auf und die Plünderung begann. Nach einer Weile erst wurde ihr gesteuert (Septbr. 1712).

Nach dem Verluste der Hauptstadt, bereitete D. Francisco de Castro in einiger Entfernung weitern Widerstand. Allein fruchtlos. Das Glück und die Umstände waren wider die Portugiesen. Der Oberstatthalter erkannte die Nothwendigkeit eines Vergleiches. Die Lösung Rio-Janeiro's ward auf 1,525,000 französische Franken festgesetzt, welche binnen funfzehn Tagen erlegt werden mußten. Eben so begehrte man über hundert Kisten Zucker und andere Mundbedürfnisse für das Kriegsvolk. Als die Summe erlegt und das Uebrige herbeigeschafft worden war (Octbr. 1712), erlaubte man auch den Kaufleuten, die Waaren wieder zu lösen, deren die Franzosen sich bemächtigt hatten. Ueber sieben und zwanzig Millionen kostete im Ganzen, nach ziemlich genauer Berechnung, dieser Zug der Colonie. Reich beladen stach Duguay-Trouin nunmehr wieder in die See, und erfreute sein Vaterland durch die Nachricht von der glänzenden Rache, die er für die Ehre des französischen Namens genommen. Leider verlor er unterwegs eines der besten seiner Schiffe durch Sturm (Nov. 1712).

Die portugiesische Regierung in Brasilien beschäftigte sich nach dem Abzug der schlimmen Gäste ernstlichst mit Einbringung des erlittenen Schadens. Der Friede von Utrecht versöhnte das

Mutterland und die Colonie mit Frankreich wieder und der Handel nahm einen neuen Schwung. Das brasilische Gebiet wurde in jenem Frieden sogar vergrößert und die ausdrückliche Bestimmung gemacht, daß beide Ufer des Amazonenstromes Portugal zugehören sollten, den Franzosen war hinführo verboten, den Fluß Vicente Pinson zu überschreiten, um Sklaven zu machen (1713).

Während jedoch dem Küstenlande endlich Ruhe geworden, störten die Paulisten, wegen Erbauung der Stadt Sabara, den Frieden im Innern. Durch Bestallung eines Oberhauptes aus ihrer eigenen Mitte, welcher unmittelbar unter dem Oberstatthalter Brasiliens stand, verglich das Gouvernement den Span auf die besonnenste Weise.

Die Paulisten ließen um diese Zeit von ihrem abenteuernden Hange nach und nach ab; sie beschäftigten sich in verschiedenen Niederlassungen mit Industrie und suchten nunmehr die Früchte ihrer Anstrengungen zu genießen. Wohnungen, Kirchen, Dörfer, ja Städte erhoben sich allmählig. Mariana wurde der Mittelpunkt aller Minen und bald auch der Sitz eines Bischofs. Später erhob sich Guyaba, ohnweit des Paraguay, durch Reichthum und Pracht mitten in öden Wüsten herrlich (1715). Der Höhepunkt der Minenkultur muß in dieser Periode gesucht werden.

Trotz dieses Umstandes wurde Brasilien sehr vom Mutterlande vernachlässigt. Es schickte der Colonie nur wenige Manufakturen, als Tausch, für sein Gold. Ja, planmäßig arbeitete egoistische Eifersucht dahin, die europäische Industrie den Brasilianern gleichsam verborgen zu halten.

Die verderblichen Folgen, welche die politische und intellektuelle, wie die merkantilische Kultur schwächten, fielen aber eben so sehr auf die Portugiesen zurück und halfen in neuester Zeit nicht wenig die ewige Trennung befördern.

Um einen Begriff von dem Reichthum dieser Tage sich zu machen, darf man nur in Erinnerung bringen, daß allein die erste von Guyaba ausgelaufene Flottille einen Schatz von 22 Millionen Pfund Goldes brachte. Zwar wurde dieselbe auf dem Paraguay von einer wilden Völkerschaft aufgefangen; aber ein großer Theil kam, da diese letztere zum Ankauf mancher Bedürfnisse sich genöthigt sah, mehr oder weniger in die Hände der Europäer wieder (1730). Später zog die Krone aus den Minen von Mato Grasso über 25 Millionen Pfund Gold. Und dennoch war solches blos aus sehr ungeschickt und mangelhaft vollzogener Sandwascherei gewonnen worden. Viele reichhaltige Goldsandminen sind noch immer nicht gehörig untersucht oder benutzt. Auch der Bau des einheimischen Zuckerrohrs am St. Lorenzo, durch Antonio d'Almeida zuerst gehörig eingeleitet, erwartet noch sorgsamere Pflege.

Alle die reichen Naturschätze des Landes Brasilien bereicherten nicht den Mutterstaat, welcher auf das unverantwortlichste den Haushalt dort und hier besorgte, sondern blos das gierige England, welches bereits, wie ein riesenhafter Meerpolyp um Portugal sich angesponnen, bis zur neuesten Zeit, wo ihm vergönnt ward, auch die letzten edlen Säfte, durch eine treulose und gemeine Politik ohne Gleichen, vielleicht für immer auszusaugen.

Die Geschichte der dreißiger und vierziger Jahre ist für Brasilien äußerst mager. Die Ereignisse mit den Jesuiten, wegen St. Sagramento wird in der Geschichte von Paraguay erzählt werden.

Unter Pombals Regierung schienen die Sachen der Colonie neuen Schwung nehmen zu wollen. Er verlegte den Sitz der Oberstatthalterei von St. Salvador nach Rio-Janeiro, besonders aus Rücksicht ihrer größern Nähe zu den Minas-Geraes. Sein Bruder wirkte, als Generalgouverneur längere Zeit mit Thätigkeit und Erfolg. Die Austreibung der Jesuiten mag zu den wichtigsten Wohlthaten, in politischer Hinsicht, gerechnet werden, obgleich nicht zu läugnen ist, daß sie, wie wir schon früher einmal erwähnt, in kulturhistorischer Beziehung von großen Verdiensten um Brasilien und Paraguay sind.

Die Civilisirung der Eingebornen und die Verbesserung ihres Zustandes beschäftigten den Kopf jenes großen Mannes sehr. Die Ouctakazes, eine der wichtigsten unabhängigen Nationen, wurden für die Europäer gewonnen (1757). Ihrer bediente man sich in dem mörderischen Kampfe, welchen die Brasilo-Portugiesen mit den Boutocoudes und ihren Verbündeten um das Jahr 1767 zu bestehen hatten. Damals walteten Diego Labo und Sylva im Lande. Die Minas-Geraes wurden fürchterlich von den tiefgereizten Stämmen verwüstet, deren Plan auf völlige Austreibung der freiheitmörderischen Europäer gegangen war. Die Ouctakazes zogen längere Zeit den Kürzern. Diese Einzelkämpfe der Colonisten mit den Wilden und der Wilden unter sich, die

Raubzüge der Paulisten ins spanische Gebiet, die Jesuitenaffaire und deren Rückwirkungen bilden um diese Zeit die Hauptsumme der Begebenheiten in Brasilien. Der monotone Charakter derselben und das widerliche Gemisch ewig wiederkehrender Mord- und Raubthaten haben für unsere Leser wenig Anziehendes. Wir begnügen uns demnach, die Besitznahme der Provinz Rio Grande durch die Spanier herauszuheben, welche für Portugal, wie für Spanien verhängnißvoll geworden ist. Die Spanier entrissen jene Statthalterschaft ihren Nachbarn wieder und besetzten, zur Wiedervergeltung, St. Katharina.

Als König José gestorben und Pombals Macht gestürzt war, schlossen D. Maria I. und der katholische König Frieden und regelten die Gränzen. Brasilien sollte hinfüro südlich durch den 34. bis 30. Grad, bei der Spitze von Castillos, enden; im Norden aber sich über den Amazonenfluß erstrecken (1777—1778).

Das wichtigste Ereigniß in der Geschichte von Brasilien von jetzt an bis zur Ankunft des königlichen Hauses von Portugal ist die Entdeckung der Diamantengruben, von welchen später, bei Beschreibung des Landes und seiner Merkwürdigkeiten, ausführlicher die Rede seyn wird.

Ende des ersten Bändchens.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Münch, Ernst Hermann Joseph,

Geschichte von Brasilien In drei Bändchen

Bd.: Bdch. 1

Dresden 1829

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.p.o.133-a(25#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11690470-2